

Bildung • Wissenschaft • Kultur
im Raum der Kirche



Effizienz versus Liebe

■ Welchen Wert hat etwas, was nicht effizient ist? Die Forderung des Tages lautet doch: Das Beste aus Allem machen und so wirkungsvoll wie möglich. Vor allem die Volkswirtschaft lehrt uns dieses Prinzip, denn dort hat es seinen Ursprung. Sie kann bei Strafe des Untergangs ohne das Äußerste an Verwertung der für Produktion oder Dienstleistung eingesetzten Mittel nicht überleben. So wenigstens argumentieren viele ihrer Vertreter, ob aus wissenschaftlichen Instituten oder einschlägigen Sanierungsunternehmen.

Auch der Sport braucht dieses Verwertungsprinzip, um in einzelnen Disziplinen mit Höchstleistungen aufwarten zu können. Wir als Publikum erwarten schließlich das Schnellste, Höchste und Weiteste. Ein zweiter Platz bei Wettkämpfen erfährt keine Bewunderung – vielleicht nur noch bei Fußballweltmeisterschaften, bei denen sogar der dritte Platz noch hoch im Kurs steht, wie jüngst zu sehen war.

Der Effizienzgedanke jedoch ist in unser Leben eingesickert und macht sich mehr oder weniger ziellos breit; dem Grundsatz wird

eben aus Prinzip gefolgt. Der allerorten angesagte Abbau von Personal ist zum Beispiel Kind solcher ziellosen Effizienz. Vor allem gilt das in Bereichen, in denen Menschen mit Menschen arbeiten oder Menschen für Menschen da sein müssen. Effiziente Abbaukampagnen übersehen aber, was Personal in Arbeits- und Betreuungsbereichen über effiziente Planung, effiziente Zeiteinteilung, effiziente Tätigkeitsverrichtung, effiziente Verwaltungsgestaltung hinaus zu leisten im Stande ist.

Es geht um die Fähigkeit zu mitmenschlichen Beziehungen und Begegnungen, deren Entstehung und Ausgestaltung sich jedem Effizienzgedanken entzieht. Es geht bei dieser einmaligen menschlichen Eigenschaft um nichts mehr und nichts weniger als die Liebe – im weitest möglichen Sinn des Begriffs.

Wenn der Mensch verschwindet, verschwindet – wo und zu welchem Anlass und aus welcher Notwendigkeit heraus auch immer – die Liebe.

In unserer Gegenwart, in der sich große und kleine Beraterunternehmen vor ratsuchenden Ratlosen nicht retten können und die

Effizienz als bittere aber nötige Medizin zu schlucken verordnen, meldet sich ein durch sein Amt mit Macht und Einfluß ausgestatteter Papst Benedikt XVI. und reflektiert in seinem ersten Schreiben über „Gott ist die Liebe“. Doch die Liebe Gottes macht keine Schlagzeilen; die Massenmedien wissen mit dem Terminus nichts anzufangen; allgemeine Nichtbeachtung als Reaktion ist ziemlich sicher.

Das Liebesthema ist nun aber eine Plattform, die alle Menschen meint, die ungezügelter Effizienz am eigenen Leib erfahren. Solche Effizienz zerstört den Boden, auf dem sie angebaut wurde: Mit dem Wegfall von Menschen fällt auch die menschenmögliche Liebe weg. Aber – so heißt es im Sendschreiben von Benedikt XVI. – Liebe sei immer nötig. „Es gibt keine gerechte Staatsordnung, die den Dienst der Liebe überflüssig machen könnte. Wer die Liebe abschaffen will, ist dabei, den Menschen als Menschen abzuschaffen... Der totale Versorgungsstaat wird letztlich zu einer bürokratischen Instanz, die das Wesentliche nicht geben kann, das ... jeder Mensch braucht: die liebevolle persönliche Zuwendung.“

DER FRIEDE

Die höchste Ehre erweise man denen, die einen Krieg verhindert und durch ihre natürliche Begabung oder ihren Rat die Eintracht wiederhergestellt haben, schließlich auch dem, der alle Hebel in Bewegung setzt, nicht dafür, dass er eine riesige, verschwenderisch mit Kriegsgerät ausgerüstete Streitmacht auf die Beine stellt, sondern dafür, dass er ihrer gar nicht bedarf. ... Schließlich besteht ein Großteil des Friedens darin, ihn aus ganzem Herzen zu wollen. Diejenigen nämlich, denen der Friede wirklich am Herzen liegt, packen jede Gelegenheit zum Frieden beim Schopf; aus Hindernissen machen sie sich nichts oder räumen sie aus dem Weg, und gar manche Zumutung nehmen sie in Kauf, damit ein so großes Gut wie der Friede unversehrt bleibt.

Aus „Die Klage des Friedens“, Erasmus von Rotterdam, 1517, zitiert aus Insel Taschenbuch, 2001

Am Ende steht die Würde

Interview mit Sister Helen Prejean, New Orleans

Sr. Helen Prejean, Autorin des Bestsellers „Dead Man Walking“, war anlässlich der europäischen Erstaufführung der gleichnamigen Oper in Dresden und stellte sich der Diskussion im Kathedralforum.

Warum sind Sie gegen die Todesstrafe?

Ich habe sechs Menschen begleitet und mit angesehen, wie der Staat von Louisiana sie getötet hat. So schrecklich die Tat eines Menschen auch sein mag, wenn man ihm in den letzten Momenten seines Lebens nahe ist, erkennt man, dass auch dieser Mensch Würde hat. Und man versteht, dass kein Mensch durch einen anderen zu Tode kommen sollte. Aus dieser Erfahrung heraus bin ich mit tiefer Überzeugung gegen die Todesstrafe. Ebenso habe ich die Familien der ermordeten Opfer begleitet und dabei erkannt, dass die Vollstreckung der Todesstrafe ihnen letztlich nicht bei der Verarbeitung ihrer Trauer und ihres Schmerzes hilft. Die Ansicht, dass ihnen die Tötung des Mörders durch den Staat - vor ihren Augen! - dabei hilft, ist einfach falsch und nur eine sehr begrenzte Sichtweise. Es wird nur noch ein weiteres Leben genommen, aber das ihres geliebten Angehörigen erhalten sie damit nicht zurück.

Seit wann kämpfen Sie für die Abschaffung der Todesstrafe?

1982 begann ich einen Briefkontakt mit dem ersten Todesstrafekandidaten, Patrick Sonnier, den ich dann auch bis zu seiner Hinrichtung 1984 begleitet habe. Es war meine erste Konfrontation mit Exekution. Mir wurde bewusst, dass das amerikanische Volk so etwas nie wirklich zu Gesicht bekommt. Die Exekution läuft wie ein geheimes Ritual ab. Das war für mich der Grund, „Dead Man Walking“ zu schreiben.

Hatten Sie keine Bedenken, dass aus diesem Thema ein Film entsteht?

Das Buch erschien 1993, der Film kam dann 1996 heraus. Ich war sehr glücklich über das Zustandekommen des Filmes, weil die Todesstrafe vom amerikanischen Volk nicht wirklich wahrgenommen oder gar reflektiert wird. Und es ist kein Hollywood-Film. Alle Hollywoodstudios waren mehr als skeptisch; sie glaubten nicht, dass die

Amerikaner diesen Film mit seiner so tiefen, berührenden Geschichte ansehen würden. Aber er hat die Menschen erreicht! Dem Regisseur, Tim Robins, war klar, dass sich der Film unbedingt um einen wirklich Schuldigen drehen musste und nicht einfach die Todesstrafe unter Verweis auf Justizirrtum o.ä. attackieren durfte. Denn hier stellt sich erst die große moralische Frage: Kann die Tötung eines Menschen richtig sein, der einen grausamen Mord begangen hat, sich seiner Tat bewusst ist und seine Schuld eingesteht? Mit diesem Film haben wir es geschafft, den Menschen klar zu machen, was es heißt, einen Menschen per Gesetz zu töten. Tim Robins hat das Geschick, mehrere Perspektiven zu transportieren. Er vermittelt das Leid der Familien der Opfer; der Zuschauer wird so in die Lage versetzt, ihren Wunsch nach Tötung des Mörders nachzuvollziehen. Auf der anderen Seite gelingt es ihm zu zeigen, dass auch der Täter eine Familie hat, eine Mutter, die ihr Kind trotzdem noch liebt, Brüder, für die er Verantwortung spürt. Auch diese Seite berührt den Zuschauer und lässt ihn mitfühlen. Ein Kinoangestellter sagte mir einmal, er habe noch nie einen Film erlebt, nach dessen Ende die Zuschauer so lange sitzen blieben und dann so nachdenklich hinausgingen. Das wollten wir erreichen. Insofern war ich sehr glücklich über den Film.

Nach dem Film nun ein Opernprojekt zum Thema. Waren Sie skeptisch?

Über die Entstehung der Oper war ich freudig überrascht. Hier übernimmt die Musik die Aufgabe, dem Zuhörer die Botschaft nahe zu bringen. Musik trifft unser Herz. Es geht in der Oper um mehr als nur die Todesstrafe. Es kommen viele Werte zur Sprache, die unser Leben bestimmen. Was für Menschen möchten wir sein? Liebevoll, friedfertig, mitfühlend? Die wenigsten Menschen können sich in die Lage der Familien der Opfer versetzen oder wurden gar in ihrem näheren Umfeld mit der Todesstrafe konfrontiert. Aber wir alle haben emotionale Erfahrungen mit Schmerz, mit Gewalt, mit Liebe. Auf diese Reise nimmt uns die Oper mit. Es kommt dabei gar nicht darauf an, dass es die Todesstrafe in Deutschland nicht gibt. Denn wenn wir als Publikum mit dem grausamen Verbrechen an zwei Jugendlichen konfrontiert werden, stellt sich doch sofort die Reaktion ein: Zwei Unschuldige wurden ermordet und der Mörder lebt – das kann nicht richtig sein.

Diese Reaktion kennen wir, wenn Kinder missbraucht oder ermordet wurden.

Ja, und die Wut, die wir über solche Taten empfinden, ist unbedingt richtig. Diese Wut sollten wir immer empfinden, wenn ein





Sr. Helen Prejean

Mensch getötet wird. Übrigens ist die Wut in der Regel um so geringer, je größer die Distanz zum Opfer ist. In den USA stellt sich hier die Rassenfrage. Bei 87 Prozent der hingerichteten Mörder waren die Opfer Weiße gewesen. Der Mord an Farbigen erregt die Bevölkerung nicht in gleichem Maße.

Also geht es auch um Rassismus?

Selbstverständlich. Zwei Fragen sind ausschlaggebend: 1. Ist das Opfer ein Weißer? 2. Ist der Täter arm? - Ist er arm, bekommt er lediglich einen Pflichtverteidiger. Nur die armen, schwarzen, minderbemittelten Mörder werden zum Tode verurteilt. Die Täter, deren Familien über Geld verfügen, engagieren den bestmöglichen Anwalt. Hier fordert selbst die Staatsanwaltschaft meistens nicht die Todesstrafe. Sie weiß, dass der Anwalt durch alle Instanzen gehen und einen Prozess durchfechten würde, der Jahre dauern könnte und nach allen Regeln der Kunst geführt würde. Die Anklagevertretung muss abwägen, wie viel Geld, Zeit und Aufwand dies alles bei nur geringer Aussicht auf Erfolg erfordern würde. Der eigentliche Kampf findet also statt, bevor die Verhandlung beginnt. Er geht meist so aus, dass der Staatsanwalt den Verteidiger auffordert, sein Klient solle seine Schuld gestehen, im Gegenzug würde er dann auf eine Haftstrafe plädieren

Die Justiz konzentriert sich auf den Straftäter, den Mörder. Inwieweit geht es auch um die Angehörigen der Opfer?

Die Arbeit der Justiz in den USA ist auf die Verfolgung und Bestrafung der Täter ausgerichtet. Die Bedürfnisse der Familien der Opfer aber sind irrelevant. Wir haben sogar Fälle von Opferfamilien in den USA, die die Todesstrafe nicht fordern, sogar eindeutig ablehnen. Obwohl die Staatsanwaltschaft darum weiß, wird trotzdem das Urteil „Todesstrafe“ gefällt. Ich glaube übrigens auch, dass es falsch ist, den Familien der Opfer zu erlauben, Zeuge der Vollstreckung zu sein. Es heilt ihren Schmerz nicht.

Wer kümmert sich um die Opferfamilien?

Normale Menschen, Laien, Menschen wie wir. Es gibt Hilfsorganisationen für die Familien von Mordopfern in den USA. Mehr und mehr engagieren sich christliche Organisationen.

Warum legt die Justiz ihren Focus nur auf die Täter?

Weil damit die ganze Verantwortung auf die Einzelperson übertragen wird. Es wird nicht die Frage nach dem „Wir“ und damit nach dem Kontext unserer Kultur gestellt, die so viel Gewalt geschehen lässt. In den USA geht es immer nur um die Autonomie des Individuums. Dies kommt gut in einer Aussage eines Mitglieds des Obersten Gerichtshofes zum Ausdruck. Er ist Katholik, geht jeden Sonntag zur Messe und sagt: „Erzählen Sie mir nichts davon, dass die, die kriminell werden, arm sind, minderbemittelt oder aus schlechten Verhältnissen stammen. Es sind alles freie Menschen, die in jedem Moment ihres Lebens die Wahl haben zwischen Recht oder Unrecht.“ Er hält alle Menschen für gleich verantwortlich, unabhängig von den konkreten Begleitumständen.

Wenn die Entscheidung des Einzelnen so hoch bewertet wird, warum präsentiert sich dann das Justizsystem bei der Todesstrafe als anonyme Struktur?

Mit dieser Frage decken Sie die Widersprüchlichkeit des Systems auf. Dem Kriminellen wird höchste Eigenverantwortung zugeschrieben. Aber was passiert in „Dead Man Walking“ nach der Hinrichtung von Patrick Sonnier? Auf die Frage „Wer hat diesen Mann getötet?“ lautet die Antwort des Richters: „Der Gerichtshof hat es beschlossen.“ Die Geschworenen geben zur Antwort: „Nun, wir waren 12, und wir handelten nach bestem Wissen auf der Basis der Informationen, die uns vorlagen.“ Die Bürger schließlich verweisen auf das Gesetz. Jeder verweist auf jemand anderen. Niemand übernimmt persönliche Verantwortung.

In Ihrem Buch beschreiben Sie dies sogar anhand der Durchführung der Hinrichtung: Auch die Person, die die Giftspritze verabreicht, bleibt anonym, niemand weiß, wer letztlich die Todesspritze gibt.

Ja, das ist richtig. Der Blick geht nur in eine Richtung. Der Henker bleibt dem Zuschauer verborgen. Warum denn, wenn alles richtig und rechtens ist? Sie kennen die Stelle im Johannesevangelium, wo Jesus sagt: „Jeder, der Böses tut, hasst das Licht und kommt nicht zum Licht, damit seine Taten nicht aufgedeckt werden. Wer aber die Wahrheit tut, kommt zum Licht, damit offenbar wird,

dass seine Taten in Gott vollbracht sind“ (Joh 3,20). Deine Handlungen sollen so sein, dass sie transparent sind, dass Wahrheit, Liebe und Tun eine Einheit bilden und nichts verborgen werden muss.

So ist der erste Schritt zur Liebe Empathie?

Ja. Doch zunächst müssen wir, um empathisch sein zu können, uns sensibilisieren lassen. Wir haben viele Berührungsängste mit den Randgruppen unserer Gesellschaft. Wir sind unsicher und ängstlich im Umgang mit Armut in unserer Umgebung. Aber es ist klar: Wenn wir von all dem nichts sehen oder sehen wollen, können wir uns darum auch nicht kümmern. Es ist wie bei der Offenbarung Gottes an Moses im brennenden Dornbusch, wo Gott sagt: „Ich habe das Elend meines Volkes gesehen, und ihr Schreien habe ich gehört.“ (Ex 3,7) Es gibt, besonders in den modernen Gesellschaften, eine Art zu leben, die taub macht für die Schreie, die uns z.B. aus Afrika ereilen: „Uns dezimiert Aids – Warum stellt ihr uns nicht die Medikamente zur Verfügung, ohne in erster Linie damit Geld machen zu wollen?“

Sie haben mehrere zum Tode Verurteilte auf ihrem Weg bis zur Vollstreckung begleitet. Welche Erfahrungen haben Sie dabei gemacht, wie würden Sie die Veränderungen beschreiben, die der Verurteilte erfährt?

Insgesamt konnte ich sechs Menschen im Todestrakt von Louisiana beistehen. Der erste war Patrick Sonnier, den ich zweieinhalb Jahre begleitete, dann Robert Lee Willie, einen Afroamerikaner. Auf dem Cover meines Buches sind es seine Hände, die ich halte. Jeder von ihnen war ein Individuum, das vielschichtige Erfahrungen in seinem Leben gemacht hat, bis hin zum Töten eines Menschen. Patrick Sonnier, so würde ich sagen, bekam in der Gefangenschaft die Züge eines nachdenklichen Mönchs: sehr meditativ und mit Tränen in den Augen, Reflexion seines Lebens, Sorge und Beunruhigung um das, was geschah. Patrick Sonnier sagte mir einmal, dass er sich am Abend, wenn sie das Licht in der Zelle löschen, seine Bibel nehme und für die zwei Kinder, die er getötet hatte, und für deren Eltern bete.

In den letzten Momenten vor der Todesstrafe wird immer wieder das gleiche Muster sichtbar: die Angst der Todeskandidaten, auf ihrem letzten Gang zur Vollstreckung ihre Würde zu verlieren. Patrick Sonnier sagte mir einmal: „Schwester, beten Sie für mich, dass meine Beine nicht wegsacken und ich aufrecht gehen kann.“ Geht es dem Ende zu, so dreht sich alles nur noch um die Frage der Würde.



Wie verhalten sich die Menschen, die in Kontakt mit den zum Tode Verurteilten kommen, z.B. die Aufseher? Verändert sich etwas in ihnen?

Im Todestrakt war ein Verurteilter, der eine schreckliche Tat begangen hatte. Aber er wusste davon nichts mehr, da er zur Tatzeit vollkommen unter Drogen stand. Er beraubte und tötete eine 81jährige Frau. Es war ein paar Minuten, unmittelbar vor der Exekution. Seine Mutter drückte ihn an sich und sagte: „Ich danke Dir, Gott, dass Du meinen Sohn bewahrt hast.“ An ihr vorbei trafen meine Blicke auf einen Aufseher, der dabei stand. Seine Augen waren voll von Zorn und Hass. Aufseher, die die Exekution zu begleiten haben, sind in einer kaum vorstellbaren Situation. Sie haben einen Schwerverbrecher vor sich und doch einen wehrlosen Menschen, den sie zu töten haben. Und das sah man in diesem Moment in den Augen des Aufsehers. In meinem Buch beschreibe ich einen Aufseher, der bei fünf Exekutionen anwesend war. Im Anschluss daran ging er jedesmal nach Hause und konnte nicht schlafen, weil er sich schuldig fühlte, einen wehrlosen Menschen getötet zu haben.

Was meinen Sie, wenn Sie an verschiedenen Stellen Ihres Buches die sterile Umgebung der Exekution beschreiben?

Im Todestrakt versucht man, eine eiskalte, gefühllosere Atmosphäre zu schaffen. Der Verzweigung des Verurteilten soll kein Raum zur Entladung gegeben sein, kein Aufschrei, keine Tränen. Denn dies würde die Aufseher, die hier die praktische Arbeit tun und die sich vom Gefangenen das Bild eines Feindes aufgebaut haben, treffen, würde sie emotional bewegen. Sie sollen aber aufgabenorientiert arbeiten, in einer nüchternen, von Emotionen freien Atmosphäre. Ihre berufliche Aufgabe besteht darin, den Verurteilten zu töten. Hier soll menschlichen Gefühlen kein Platz eingeräumt werden.

Warum ist es für die Familie der Opfer so wichtig, dass die Mörder um Verzeihung für ihre Tat bitten?

Die Familien der Opfer sehen im Täter den Mörder eines geliebten Menschen, der eine grausame Tat beging, die für sie immer unfassbar und unverständlich bleiben wird.

Doch ist es wichtig für sie, die Reue des Täters ausgedrückt zu bekommen, um vielleicht erkennen zu können, dass auch er im tiefsten Innern menschliche Gefühle hat, die ihn ahnen lassen, was er ihnen angetan hat. Ich erinnere mich an eine Familie, deren Vater zu Hause im Wohnzimmer ermordet worden war. Der Sohn berichtete: „Ich schwor mir, dem Mörder meines Vaters gegenüberzutreten, der mein Leben zerstört hatte. Ich werde ihm nie verzeihen können, es sei denn, ich habe die Chance, seine Reue zu spüren.“ Er brachte es zustande, den Mörder seines Vaters vor dessen Exekution noch zu treffen. Seine Empfindungen beschreibt er so erschütternd: „Fünfzehn Minuten Zeit hatten wir vor der Exekution, in seinen Augen erkannte ich, dass er unfähig war, seine Reue zum Ausdruck zu bringen, er begriff noch immer nicht, was er getan hatte. Sein Leben war durcheinander. Mental hatte er so viele Probleme. Er war nicht fähig ein Gespräch mit mir zu führen. Er brachte alles durcheinander, blieb fragmentarisch. Da erkannte ich, dass mein innerer Friede nicht von der Bekundung der Reue des Mörders abhängen durfte, die ich in diesem Moment aufgrund seiner Gefühlslage gar nicht erhalten konnte.“

Ein anderes Erlebnis war die Begleitung eines Verurteilten, der unfähig war, Mitgefühl für andere zu zeigen. In seiner Kindheit war er sich selbst überlassen, lebte auf der Straße und bildete die Identität eines Outlaws aus. Bis wenige Minuten vor seinem Tod war er nicht fähig, sich in das Leid einzufühlen, das er seinem Opfer angetan hatte. Erst ganz kurz vor seinem Ende, in unserem letzten Gespräch, sagte er: „Ich hoffe, dass mein Tod den Angehörigen Frieden bringt.“ Darin war ein Aufblitzen von Einsicht und Mitgefühl zu spüren. Er ging dann seinen letzten Gang zum elektrischen Stuhl locker - stellen Sie sich vor, er winkte mir sogar noch vom Stuhl herunter zu!

Ist es nicht eine Form der Folter, jemanden wissen zu lassen, dass er nur noch eine definierte, sehr begrenzte Zeit zu leben hat?

Der Oberste Gerichtshof der USA lehnt es ab, im Fall der Todesstrafe von durchlebter Folter des Verurteilten vor seiner Exekution zu sprechen. Es gehe lediglich um die Durch-

führung des Urteilspruchs. Außerdem wird gesagt, dass eine Exekution die menschliche Würde nicht aufhebe.

Folter, wie sie von Amnesty International und der Menschenrechtskonvention definiert wird, ist Folge einer extremen mentalen und physischen Wehrlosigkeit. In einer Zelle zu sitzen, vielleicht für 20 Jahre und länger, und auf den Tod durch Hinrichtung zu warten - das ist ein einziger täglicher Albtraum: „Die Aufseher kommen, holen dich aus deiner Zelle, du schreist ‘Nein, Nein’, wachst auf und merkst, dass du nur geträumt hast.“ Der Mensch lebt immer mit Vorstellungen und Bildern. Können Sie sich vorstellen, welche Folter es bedeutet, den eigenen, real bevorstehenden Tod bereits tausendfach zu durchleben?

Wurde Ihr eigenes Leben durch diese Begleitung von Todeskandidaten verändert?

Alles wurde anders in meinem Leben. Mit anzusehen, wie ein Mensch vor Deinen Augen getötet wird, muss Dich verändern! Zu erleben, wie einem Menschen das Leben genommen wird in einer solch kalten, ja brutalen Weise und dabei zu wissen, dass dies legal ist. Mir wurde bewusst, dass ich gegenüber dem amerikanischen Volk die Verpflichtung hatte, meine Erfahrung weiterzugeben. Von September 1982 bis Mai 1983 hielt ich 140 Vorträge in Universitäten, in Kirchen, vor allen möglichen Gruppen. Noch nie war mir die Kürze meines Lebens so bewusst geworden wie in dieser Zeit und gleichzeitig die Notwendigkeit, meine Lebenszeit für solch eine wichtige Aufgabe einzusetzen. Als ebenso notwendig empfand ich den Umgang mit den Familien der Opfer. Ihnen in ihrem Leid beizustehen, dies war und ist für mich eine große Herausforderung.

Ich habe die Hoffnung, dass unsere Gesellschaft zunehmend stärker auf Prävention als auf Bestrafung setzt. Die amerikanische Gesellschaft ist nicht schlechter als andere, aber die Menschen hier leben unreflektierter. Dagegen will ich etwas tun. Ich versuche dabei, Jesus zu folgen. Er hilft mir, in meinem Gegenüber nicht nur eine potentielle Bedrohung, sondern eine Person mit eigener Würde, ja vielleicht mit liebenswerten Seiten zu erkennen.

Das Interview führte Dr. Joachim Klose.

Das Unverzeihbare verzeihen?

Gerechtigkeit, Moral und Vergebung

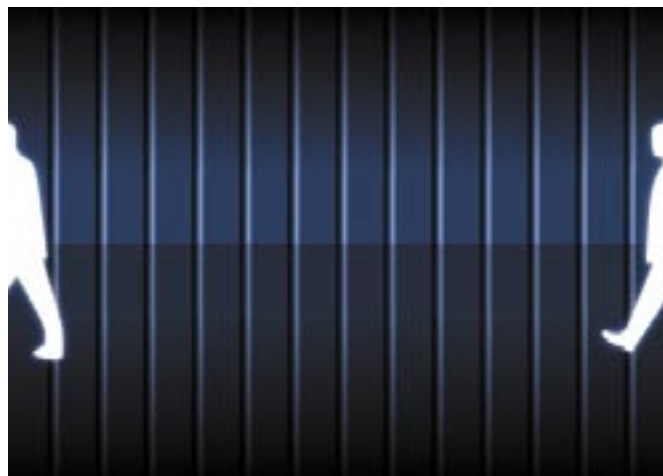
Der Stoff, den das Buch, der Film und auch die Oper *Dead Man Walking* ausmacht, ist nicht fingiert, sondern basiert auf einem Gerüst von Fakten: Am Abend des 4. November 1977 wird ein Liebespaar in einen Wald verschleppt: Das Mädchen wird in Anwesenheit ihres Freundes vergewaltigt, anschließend werden beide Jugendliche brutal erschossen. Die Täter werden wenig später überführt und nach Ablauf eines langwierigen Prozesses verurteilt: der Ältere soll die Tat mit dem Leben bezahlen, der Jüngere erhält eine lebenslängliche Haftstrafe. Das Todesurteil für den eigentlichen Protagonisten von *Dead Man Walking* wird am 4. April 1984 vollstreckt.

Ein Verbrechen wie das in *Dead Man Walking* spricht eine eindeutige Sprache, und doch divergiert die Sicht je nach Perspektive erheblich. Die Eltern der Opfer können nicht vergessen, was ihren Kindern angetan wurde. Die Tat überschattet ihr Leben, woran deutlich wird, dass Mord nicht nur eine Dimension physischer Gewalt aufweist, sondern zugleich seelische Wunden hinterlässt und die Hinterbliebenen zu sekundären Opfern macht. Deren Traumatisierung sitzt so tief, dass sie das ‚Unverzeihliche‘, den Mord an ihren Kindern, nicht verzeihen können. Sie verlangen, dass der Mörder ihrer Kinder seinerseits „ermordet“ werde. Und wäre es nicht auch zutiefst unempfindlich, von den Hinterbliebenen der Opfer zu verlangen, sie sollten den Mördern ihrer Kinder verzeihen?

Anders nimmt sich die Sicht des Täters aus. Zunächst schweigt er irritierend lange. „Vielleicht hatte er es verdrängt“ – schreibt Helen Prejean, sein geistlicher Beistand – „oder fühlte keine Reue. Oder vielleicht wollte er auch nicht über das Schrecklichste, was er in seinem Leben getan hat, mit jemandem reden.“ Erst nachdem sich durch ihre wiederholten Besuche ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hat und der Hinrichtungstermin näher rückt, kommen Sätze, die Reue erkennen lassen: „Bis in mein Grab wird es mir um diese Kinder leid tun!“, gesteht er. „Jede Nacht, wenn sie das Licht im Trakt runterdrehen, knie ich vor meiner Pritsche nieder und bete für diese Kinder und ihre Eltern. Es soll doch niemand getötet werden.“ Auch wenn der Vater eines der ermordeten Kinder den Täter wissen lässt, es werde für ihn eine Genugtuung sein, den Mörder seines Sohnes „auf dem Stuhl schmoren“ zu sehen, kommt es kurz vor der Hinrichtung doch noch zu einer öffentlichen

Vergebungsbitte. „Ich möchte diese Welt nicht mit Hass in meinem Herzen verlassen. Ich möchte Sie um Vergebung bitten.“ Dass Reue und Umkehr im Vorfeld nicht öffentlich geäußert werden, macht es den Befürwortern der Todesstrafe leicht, den Täter als ein fühlloses Monstrum hinzustellen.

Der geistliche Beistand schließlich, der sich in den letzten Wochen vor der Hinrichtung um den Todeskandidaten kümmert, versucht im Täter das Gute zu sehen, ohne je die Furchtbarkeit seiner Verbrechen zu vergessen. Sister Helen bemüht sich darum, dem Täter auf gleicher Augenhöhe zu begegnen. Dabei macht sie eine erstaunliche Erfahrung. „Ich war überrascht, wie menschlich, fast lebenswert er war. Trotz seiner freundlichen Briefe hatte ich so etwas wie Charles Manson erwartet – bestialisch, selbstverliebt, paranoid und unfähig zu normalen zwischenmenschlichen Beziehungen.“ Sie hört dem Täter zu, nimmt ihn als Person ernst und hilft so, einen Prozess der Umkehr und Reue in Gang zu setzen. Für sie steht fest: Auch wenn der Täter ein Verbrechen begangen hat, das nicht zu beschönigen ist und eine angemessene Strafe verlangt, wäre es falsch, ihn zu töten. Die Person des Täters ist mehr als die Summe seiner Taten – man darf ihn nicht auf seine Verbrechen festlegen, sondern muss ihm die Chance eines Neuanfangs einräumen. Ihr Einsatz lebt von der Hoffnung, dass auch das ‚Unverzeihliche‘ – Vergewaltigung und Mord – am Ende verziehen werden kann.



Ausdrücklich bekennt sie, nicht an einen Gott glauben zu können, der „Schmerz mit Schmerz, Verletzung mit Verletzung und Folter mit Folter vergilt“.

Das Faktum kann nicht ungeschehen gemacht werden, aber man kann sich – wie die drei Sichtweisen zeigen – zur Tat unterschiedlich verhalten. Für die einen ist es empörend, das Unverzeihliche zu verzeihen,

während andere sich weigern, den Täter auf seine Tat zu reduzieren und die Möglichkeit eines Neuanfangs offen halten möchten. Es ergeben sich Fragen, die ins Theologische hineinreichen: Was nämlich, wenn das Opfer tot ist und jede Wiedergutmachung des Täters zu spät kommt? Ist es da nicht gerecht, mit den Hinterbliebenen zu fordern, dass der Täter für seine Tat das Gleiche erleide, was er verbochen hat? Hat er nicht durch die Auslöschung anderen Lebens das Recht auf sein eigenes Weiterleben verwirkt? Andererseits wird durch die Hinrichtung des Täters das Opfer nicht wieder zum Leben erweckt. Und laden die Befürworter der Todesstrafe durch deren Vollstreckung nicht neue Schuld auf sich, auch wenn die konkrete Exekution so ausgeklügelt und anonymisiert ist, dass scheinbar niemand für sie haftbar gemacht werden kann? Maßen sie sich nicht letztlich die Definitionshoheit Gottes an, wenn sie über das Leben eines anderen Menschen zu Gericht sitzen?

Weiter: Wenn die Opfer tot sind, fehlt dem reuigen und umkehrwilligen Täter der konkrete Adressat, an den er seine Bitte um Vergebung richten könnte. Seine Bitte geht ins Leere. Wenn in *Dead Man Walking* der Täter am Ende seines Lebens die Eltern um Verzeihung bittet, handelt es sich streng genommen um eine Ersatzhandlung, weil die Eltern nur für sich, nicht aber für ihre verstorbenen Kinder sprechen können – eine, wie es scheint, ausweglose Situation. Kann hier die sakramentale Lossprechung der Beichte weiterhelfen? In *Dead Man Walking* wird berichtet, dass der Todeskandidat gebeichtet und seinen inneren Frieden mit Gott gefunden habe. Ist dies überhaupt möglich, wenn das Einverständnis der Betroffenen nicht mehr eingeholt werden kann? Kann Gott dem Täter seine Sünden vergeben, ohne dass die Opfer in das Vergebungsgeschehen einbezogen werden? Würde Gott selbst aus der Sicht der Hinterbliebenen nicht moralisch empörend handeln, wenn er das Unverzeihliche verziehe? Hat er aber nicht andererseits selbst deutlich gemacht, dass man zur

Vergebung immer bereit sein und sogar seine Feinde lieben solle? Und hat nicht der Gekreuzigte selbst sterbend für seine Peiniger gebetet? „Das Opfer soll seinen Schlächter lieben. Ein monströser Satz“, bemerkt George Steiner einmal, nicht ohne anzufügen: „Aber einer, der unergründliches Licht verbreitet.“

Dr. Jan-Heiner Tück, Freiburg

Marta oder die rechte Kunst zu leben

Zum Spannungsfeld Vita activa – Vita contemplativa

■ Im Neuen Testament wird erzählt, dass Jesus einmal bei den Schwestern Marta und Maria einkehrte. Marta sorgte für ihren Gast, während Maria sich einfach nur hinsetzte und ihm zuhörte. Als Marta sich bei Jesus beschwerte, ihre Schwester solle ihr bei der Arbeit helfen, gab er ihr zur Antwort: „Maria hat das Bessere gewählt, das soll ihr nicht genommen werden!“ (Lk 10,38-42)

Diese Szene hat in der Geschichte des Christentums eine wichtige Rolle gespielt. In Marta und Maria sah man zwei Aspekte christlicher Existenz verwirklicht: Während Marta das aktive Leben, das Engagement in der Welt, die Arbeit verkörperte, sah man in Maria das kontemplative, zurückgezogene

durch Engagement in der Wissenschaft und Seelsorge in den Städten. Aus Eckharts Predigt spürt man den Menschenkenner und Seelsorger.

Warum setzt sich Maria hin und hört Jesus zu? Eckhart meint: Sie erfährt Wohlgefühl und Trost durch seine Worte. Dafür hat Eckhart Verständnis: Es muss Momente im Leben geben, in denen das eigene Tun zurück tritt, in denen wir uns beschenken lassen und Trost erfahren. Für Eckhart ist Maria die jüngere der beiden Schwestern, Marta hat wesentlich mehr Lebenserfahrung. Maria darf zuhören, weil sie noch leben lernt, sie geht in die Schule des Lebens. Das Zuhören um des Wohlgefühls willen ist eine wichtige,

würde sie sich auffressen lassen von blindem Aktionismus und sich im Tätigsein verzetteln. Dann hätte sie keinen Stand. Aber ihre Sorge ist „unbehindert“ und „wesentlich“. Daher ist sie wirklich „sorgsam“.

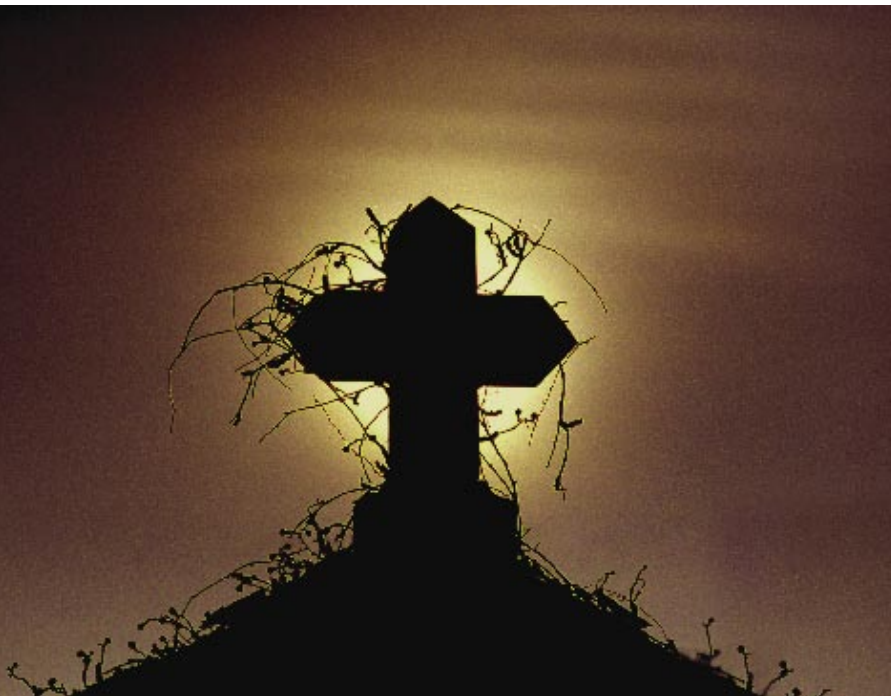
Maria ist noch beim Entweder-Oder: Wohlgefühl oder Sorge, Ausrichtung auf Gott oder Tätigsein in der Welt, Kontemplation oder Aktion. Maria ist „frei von“. Marta dagegen hat mit ihrem ganzen Leben begriffen, dass es nicht um's Entweder-Oder geht. Die Verbindung mit Gott und die Verantwortung im Hier und Jetzt gehören zusammen! Für Eckhart ist Marta diejenige, die wirklich frei ist. Sie ist nicht „frei von“, sondern „frei für“ – und zwar frei für die Verantwortung im Hier und Jetzt! Marta verkörpert die gelungene Verbindung von Kontemplation und Aktion.

Das lateinische Wort Kontemplation bedeutet ursprünglich Schauen und entspricht dem griechischen „theoría“. Schon die antiken Philosophen benutzten es für das Erkennen der Wahrheit. Christliche Autoren und Autorinnen drückten damit aus, dass wir Menschen uns unser ganzes Leben lang danach sehnen, Gott, unseren Ursprung und unser Ziel, zu schauen. Ein kontemplativer Lebensstil, der ganz auf die Schau Gottes ausgerichtet ist, galt zu allen Zeiten des Christentums als Ideal. Aber die Ausrichtung auf Gott darf nicht dazu führen, aus dem Blick zu verlieren, wo auf dieser Erde unsere Verantwortung gebraucht wird. Und umgekehrt: Alles Tätigsein auf dieser Erde, das nicht im Blick auf Gott wurzelt, ist in Gefahr, sich zu verzetteln, „unwesentlich“ zu werden.

Laut Eckhart folgt Marta einem wichtigen Vorbild: Christus selbst! Denn Christus war so eng mit Gott verbunden wie kein anderer Mensch. Gerade darum war ihm überhaupt nicht egal, was auf der Erde passierte: Er war in rechter Sorge um sie! Genauso steht auch Marta mit beiden Beinen auf der Erde und gleichzeitig „am Umkreis der Ewigkeit“. Sie schaut auf Gott und mit Gott auf die Welt. Und da die Welt Gottes Schöpfung ist, ergibt sich aus dieser Perspektive von selbst, dass sie es wert ist, wenn man Verantwortung und Sorge für sie übernimmt.

Eckharts ungewohnte Sicht auf Marta kann uns heute sagen: Kontemplation oder Aktion sind keine Frage verschiedener Lebensformen. Sie gehören in jedem erwachsenen Menschenleben zusammen. Die Verbindung mit Gott macht frei, sorgsam mitten in der Welt zu sein. Wir dürfen mit beiden Beinen auf dem Erdboden und gleichzeitig „am Umkreis der Ewigkeit“ stehen!

Dr. Hildegard Gosebrink, Freising



Leben, das nur auf Gott ausgerichtet ist. Natürlich gehören beide zusammen – keine Maria kann ohne Marta wirklich auskommen. Im Mittelalter aber gab es starke Tendenzen, beide Aspekte an verschiedene Lebensformen in der Kirche zu delegieren: Während die Arbeitenden in der Welt dem Vorbild der Marta folgten, konnten sich Mönche und Nonnen im Kloster ganz dem Ideal der Maria widmen – natürlich mit dem Selbstverständnis, das Bessere gewählt zu haben!

Vor diesem Hintergrund ist aufschlussreich, wie Meister Eckhart (ca. 1260-1328) in einer Predigt mit dieser oft strapazierten Bibelstelle umgeht. Eckhart war Dominikaner, d.h. er gehörte zu einem damals neuen Orden, der sich nicht hinter Klostermauern zurückzog, um Gott zu schauen, sondern der Gott dienen wollte mitten in der Welt, vor allem

aber nicht endgültige Entwicklungsstufe. Marta kennt diese Entwicklungsstufe der Maria aus eigener Erfahrung. Inzwischen aber ist sie viel weiter und reifer. Genau darum spricht sie auch Jesus auf ihre jüngere Schwester an. Sie befürchtet, Maria könnte „im Wohlgefühl stecken bleiben“. Und sie möchte, dass Maria ebenfalls eine Könnin wird, was das Leben angeht.

Was ist bezüglich des Lebens mit Können gemeint? Eckhart greift ein wichtiges Wort der biblischen Erzählung auf: Marta sorgt sich – und zwar in rechter Sorge! Sorgen kann man sich nämlich auf ganz verschiedene Art und Weise. Es gibt ein belastendes Sich-Sorgen. Man kann sich vom Sorgen und Tätigsein regelrecht auffressen lassen. Marta aber sorgt sich anders. Eckhart sagt: Sie steht bei den Dingen, nicht aber stehen die Dinge in ihr. Stünden die Dinge in ihr,

Entdeckung des Anderen

Interkulturelle Lernprozesse in der frühen Neuzeit: Franz Xaver

■ Franz Xaver (1506-1552), vor 500 Jahren geboren, gehört zu den Mitbegründern des Jesuitenordens und zählt zu den großen christlichen Missionaren der frühen Neuzeit. Wer war dieser junge Adelige, der auch unter den Statuen auf der Dresdener Hofkirche zu finden ist? Franz Xaver wurde am 7. April 1506 auf Schloss Javier bei Sangüesa (Navarra) geboren und sollte die Laufbahn eines Klerikers einschlagen. Während des Studiums in Paris lernte er Ignatius von Loyola kennen und wurde Mitglied der späteren Societas Jesu.

Ein abenteuerliches Leben

Noch vor der päpstlichen Bestätigung des neuen Ordens (1540) entsandte Ignatius ihn, einer Bitte des portugiesischen Königs und des Papstes entsprechend, nach Indien, wo er in Goa seine intensive missionarische Tätigkeit begann. Die Missionsreisen führten ihn zunächst zu den Küstenbewohnern Südindiens sowie nach Ceylon. Dann weitete sich der Horizont zur indonesischen Inselwelt, wo er in Malakka (Malaysia) und auf den Molukken tätig war. Schließlich brach er mit zwei Gefährten aus dem Orden und drei getauften Japanern nach Japan auf, weil ihm dieses Land aufgrund der hohen Kultur zur Annahme des Glaubens besonders geeignet schien.

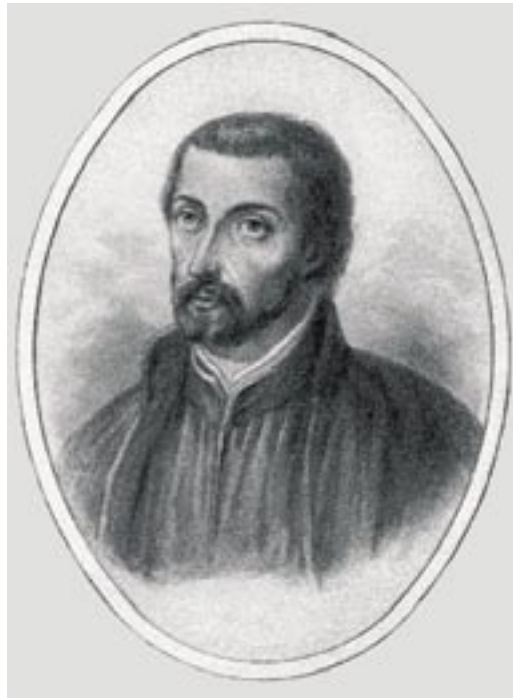
In Japan kam er zur Überzeugung, dass der Schlüssel für eine erfolgreiche Missionierung Ostasiens in China lag. Daher beauftragte er seine Gefährten mit der weiteren Christianisierung Japans und bereitete selbst eine Missionsreise in das Reich der Mitte vor. Beim Versuch, in das verschlossene China der Ming-Kaiser einzudringen, starb er am 3.12.1552 erschöpft auf der Kanton (Südchina) vorgelagerten Insel Sanzian. Sein Leichnam wurde später über Malakka nach Goa überführt und befindet sich heute fast unverseht und hoch verehrt in der Kirche Bom Jesus in Goa. 1622 wurde er zusammen mit Ignatius heiliggesprochen, 1927 zum "Patron der Missionen" bestimmt.

Missionsmethode

Vom Ordensziel motiviert, den Glauben zu verbreiten und "Seelen zu retten" (iuvare animas), entfaltete Xaver seine Missionstätigkeit in den drei Großräumen Indien, Indonesien und Japan. Dabei löste bei ihm die Begegnung mit anderen Kulturen und Religionen einen interkulturellen Lernprozess aus, der auch sein missionarisches Handeln nachhaltig prägte. Im indischen Raum lernte er hinduistisch geprägte Kulturen kennen, in Südostasien stieß er auf muslimische Kultu-

ren, während er in Japan dem Buddhismus begegnete.

Xaver folgte zunächst der damals üblichen Missionsmethode, durch schnelle Massentaufen möglichst viele Menschen vor der Verdammnis zu retten. Theologisch stand hinter dieser Praxis der biblische Gerichtsspruch, wonach nur der gerettet wird, der glaubt und sich taufen lässt (Mk 16, 16). Dieser Heilsexklusivismus verband sich allerdings mit der Überzeugung, dass Gottes Gesetz den Herzen eingeschrieben und jeder auf sein Gewissen verpflichtet sei. Xaver blieb die ersten Jahre dem ethnozentrischen Schema seiner Zeit verhaftet, wonach die anderen Völker kulturell als "Barbaren" und religiös als "Heiden" und moralisch als "Sünder"



abzugrenzen seien. Dieses Wahrnehmungsmuster wandelte sich allerdings in der Begegnung mit der hohen Schriftkultur Japans. In seinen erhaltenen Briefen schreibt er voller Lob über dieses Volk, das zwar ungläubig sei, aber doch gut, ehrenhaft und höflich, weitgehend alphabetisiert, mit gutem Willen und viel Wissbegier, mit Monogamie und wenig Dieben, mit gesundem Lebensstil und vielen alten Leuten.

So machte er einen interkulturellen Lernprozess durch, wobei sein Verhältnis zu den Hochkulturen immer positiver wurde. Dazu gehörten erste Versuche interreligiöser Dialoge, zunächst mit hinduistischen Priestern, dann mit buddhistischen Bonzen der japanischen Zenklöster. Schließlich plädierte er auch für die Anpassung an die Landeskultur, was Nahrung, Kleidung und kompatible

Sitten anging, sowie für eine gründliche Kenntnis der Sprache. Darüber hinaus folgte Xavers Methode dem Prinzip, zunächst die politischen und kulturellen Eliten zu gewinnen und dann top down auch das Volk.

Nachhaltige Folgen

Xaver war eine kraftvolle und wagemutige Persönlichkeit, die sich mit Organisationstalent und Leidenschaft für das apostolische Ziel seines Ordens einsetzte. Seine Spiritualität des Gottvertrauens ist von den ignatianischen Exerzitien geprägt. Mit der von ihm in der Praxis grundgelegten Missionsmethode der Akkomodation hat Franz Xaver das missionarische Vorgehen im asiatischen Raum entscheidend mitbestimmt.

Aufgrund seiner Erfahrungen in einem interkulturellen Lernprozess setzte er auf das glaubwürdige Lebenszeugnis, auf die Anerkennung kultureller Werte und kompatibler Sitten, auf eine buchgestützte Evangelisierung (Katechismus), auf das Prinzip des Dialogs und auf Gewinnung von Führungspersonen.

Diese Methode wurde von Alessandro Valignano in Japan verfeinert und von den Jesuitenmissionaren in China angewandt. Zu den großen, noch heute verehrten Missionaren zählen Jesuiten wie der Italiener Matteo Ricci, der Kölner Adam Schall von Bell oder der Flame Ferdinand Verbiest, die Wissenschaften und Künste als Wege der Glaubensverbreitung pflegten und die chinesische Kultur hoch schätzten. Christliche Missionare entwickelten in der frühen Neuzeit neue verstehende Methoden, erschlossen neues Wissen von fremden Kulturen, vertrauten auf die Überzeugungskraft ihres Glaubens und setzten dabei in humanistischer Manier auf die Vernunft und die Wissenschaften.

Dies alles in barocker Sinnenfreudigkeit und spiritueller Motivation.

Im Zeitalter der Globalisierung wächst das Interesse am Verhältnis der Kulturen und Religionen zueinander, an der Interaktion mit dem "Anderen", am interkulturellen Wissenstransfer, an der Konvivenz der Religionen. Der deutsche Universalgelehrte G. W. Leibniz, der ausführlich mit den Chinamissionaren korrespondierte, sprach von einem "commerce de lumière", dem wechselseitigen "Handel", Austausch von Licht, Einsicht und Aufklärung. Das könnte in unserer späten Moderne das Motto sein für die Begegnung der Kulturen und Religionen und die christliche Botschaft vom "Licht der Welt" (Joh 8,12), das allen leuchtet.

Prof. Dr. Michael Sievernich S.J., Mainz / Frankfurt

Das fehlgeschlagene Attentat

Heinrich Heines religiöse Revolte

■ Als der jüdische Dichter Heinrich Heine einmal gefragt wurde, warum er eigentlich zum Protestantismus übergetreten sei, soll er geantwortet haben: „Ich habe mich in die Festung geschlichen, um sie besser in die Luft zu sprengen. Aber ich zerstöre zugleich die Bastionen des Judentums, damit sie sich beide auf dem Felde der Freiheit vereinigen.“ Dieses Bild vom religiösen Attentäter besitzt für eine gewisse Spanne in Heines Leben Programmcharakter. Von 1826 bis 1848, also der Zeit, die zwischen Heines Taufe und der Pariser Februarrevolution liegt, besitzt es unbedingte Gültigkeit.

Darum ist es auch nur konsequent, dass die in dieser Periode entstandenen Werke Heines ein rebellisch-subversives Moment in sich tragen. In ihnen bedient sich der Dichter einer Strategie, die nach ihm im großen Stil auch sein „Fortsetzer“ und „Überbieter“ Friedrich Nietzsche wählen wird. Denn für Heine wie Nietzsche ist das Christentum ein hierarchisch aufgebautes Systemgebäude, das auf dem Stützpfiler des theistischen Gottesbegriffs ruht. Wer diese Konstruktion zum Einsturz bringen will, braucht nur den alles verklammernden Zentralbegriff aus seiner Mitte herauszubrechen. Dieser die Festung des Christentums tragende Zentralbegriff ist der theistische Gottesbegriff. Auf ihn gilt es einen frontalen Stoßangriff zu führen - und das Christentum wird als System kollabieren. Es war Nietzsche, der, verführt von der Plausibilität dieser Strategie, das Geheimnis

seines Angriffsplans ausgeplaudert hat. In seiner „Götzendämmerung“ verrät er, worin der eigentliche Grund seiner Lehre vom Tod Gottes besteht: „Das Christentum ist ein System, eine zusammengedachte und ganze Ansicht der Dinge. Bricht man aus ihm einen Hauptbegriff, den Glauben an Gott, heraus, so zerbricht man auch das Ganze: man hat nichts notwendiges mehr zwischen den Fingern.“ Im „Antichrist“, seiner schärfsten Attacke auf das Christentum, bringt er diese Taktik dann auf die ebenso einfache wie aggressive Formel: „Ein Begriff hier weg, eine einzige Realität an dessen Stelle - und das ganze Christentum rollt ins Nichts!“

Im Vergleich dazu hält sich Heine bei der Umsetzung seines Plans wesentlich bedeckter. Gleichwohl ist nicht zu bestreiten, daß er, und nicht Nietzsche es war, der die Botschaft vom Tod Gottes zum ersten Mal in Deutschland einem breiten Publikum zugänglich gemacht hat. In seinem Essay „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ und seiner „Denkschrift“ über Ludwig Börne liefert Heine einzelne Nahaufnahmen des Dramas vom Tod Gottes. Leitmotivartig spielt er dort den Gedanken vom Sterbeprozess Jehovas wieder und wieder durch, als sei sein Tod eine bereits erfolgte, unwiderrufliche Tatsache.

Doch Heine ist kein Attentäter aus Muthwillen. Er ist ein geistiger Terrorist, der die überlieferten Bilder von Gott im Bewußtsein des abendländischen Menschen zerschlagen möchte, um Raum für eine mündige, ihre Autonomie einfordernde Gesellschaft zu gewinnen. In diesem Sinn kämpft er für eine Selbstvergöttlichung des Menschen jenseits der jüdisch-christlichen Moral und ihrer leibfeindlichen Konsequenzen. Seine Utopie gipfelt in einem lukullischen, von freier Liebe und Sinnenlust bestimmten Daseinskult: einer Demokratie schönheitstrunkener Menschengötter.

Wodurch aber entschädigt uns Heine für den Verlust Gottes? Was der Epikureer Heine an die Stelle des alten Jehova setzt, sind zum einen Werte wie Sinnenlust, Erotik, Schönheit, Gesundheit und Humor. Es sind zum anderen aber auch Götterbilder einer neuen Mythologie, die ganz unter dem Vorzeichen einer Verherrlichung des Lebens und der ihm innewohnenden Heilkräfte (wie Tanzen und Lachen) steht. In diesem neuen Götterhimmel bekommt nicht Venus, die Göttin der Liebe, oder Apollo, der Gott der Kunst, den Vorsitz übertragen. Es ist Dionysos, der Gott des Tanzes und

des Weins, der in Heines Olymp residiert. Er, der wie kein zweiter orgiastische Sinnlichkeit und ungebändigte Lebenslust verkörpert, ist der große Erneuerer, der bei Heine an die Stelle von Christus tritt und den Menschen zu sich selbst befreit. Heines Neuansatz ist radikal: Anders als Hölderlin und Novalis, die mit ihren synkretistischen Mythenkonzeptionen Christus und Dionysos, d.h. Christentum und Antike miteinander versöhnten, setzt Heine beide schroff voneinander ab. Mit Dionysos soll ein neues Weltalter der Daseinsfreude eingeleitet werden. Einmal mehr schafft Heine damit den geistigen Nährboden für Friedrich Nietzsche.

Aber was sich gedanklich so leicht ins Werk setzen ließ: die Vergöttlichung des Menschengeschlechts, das wollte sich in der körperlichen Wirklichkeit Heines partout nicht einstellen. Es war die „conditio humana“ des kranken Heine, die seinen Anspruch auf Unsterblichkeit ihrerseits als irrealen Wunschtraum entlarvte und den vermessenen Selbstgott auf sein allzu menschliches Maß zurückführte. Der Traum von der ewigen Gesundheit, er wurde durch Heines syphilitisches Leiden in einem sich fast über zehn Jahre hinziehenden Todeskampf stückweise zerschlagen. Im Unterschied zum späten Nietzsche, der in einen Zustand geistiger Umnachtung sinkt, muß Heine in seiner „Matratzengruft“ am eigenen Leib die Demontage seiner utopischen Erwartungen erleben: Vom heidnischen Menschengott wird er zum armen kranken Juden, zum Stifter eines sinnenfrohen Symposiums zum bettlägerigen Hungerleider, vom Gottesmörder zum Beter. Sein Attentat auf Gott ist ebenso fehlgeschlagen wie seine Hoffnung auf ein irdisches Reich immerwährenden Sinneglücks. Statt einem Dasein im Hochgefühl ewiger Gesundheit vegetiert der unheilbar Kranke in einem Zustand permanenten Schmerzes. Heine wird zu einem Märtyrer wider Willen, der alle äußeren Anzeichen eines Schmerzensmannes an sich trägt.

Dennoch verweigert er dem Gekreuzigten wie überhaupt jeder Konfession seine Gefolgschaft. Er bekennt sich gegen Ende seines Lebens zwar zu Jahwe, dem Gott seiner Väter. Gleichwohl bleibt er im Reiche Jahwes ein unbehauster Geist der Revolte. Heines Rückkehr zu Gott ist deshalb - nach Ansicht Karl-Josef Kuschels - auch kein Akt frommer Anpassung. Nein, sie ist „eine ‚Umwandlung‘ in Form des Widerstands, eine ‚Wiedererweckung‘ im Gewande der Rebellion“. Aus Heines Spätlyrik spricht folglich nicht „das reuige ‚Pater peccavi‘ des verlorenen Sohnes, sondern das hiobhafte ‚Vater, warum?‘“. Bildlich gesprochen kann man Heines letzte Rolle darum auch als die „eines Christus mit Mephistopheleslächeln“ umschreiben.

PD Dr. Christoph Bartscherer, München/Heidelberg





Veranstaltungen

Herbst 2006

insicht wird von der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen herausgegeben. Die Akademie wurde im Juni 2001 gegründet. Sie ist ein Netzwerk lokaler und thematischer Foren. Ziel ist es, sich über den Alltag hinaus mit wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Fragestellungen zu beschäftigen. Die religiöse Dimension menschlichen Erlebens spielt dabei eine wesentliche Rolle. Menschen unterschiedlicher Vorbildung und Lebensform sind eingeladen, miteinander ins Gespräch zu kommen, um über religiöse und parteipolitische Schranken hinweg neue Perspektiven für jeden einzelnen und für die Gesellschaft zu eröffnen.

Die lokalen Foren der Akademie sind das Kathedralforum Dresden, das Leibnizforum Leipzig, das Agricolaforum Chemnitz und das Novalisforum Freiberg. Innerhalb dieser entstanden inhaltliche Foren. Dies sind das Forum Medizinethik, das Ökumenische Forum Kirchenmusik, das Forum Naturwissenschaft, Technik und Philosophie, das Forum Wirtschaft, Gesellschaft und Politik sowie das Forum Religion und Kirche. Mit verschiedenen Kooperationspartnern wird ein regelmäßiges Veranstaltungsprogramm angeboten.

Veranstaltungsreihen vervollständigen das Angebot: Ringvorlesungen zu unterschiedlichen Themen, Zeitfenster in der Gemäldegalerie „Alte Meister“, Kulturabende, Religion und Kunst.

Übersichtsprogramme und detaillierte Informationen finden Sie unter www.ka-dd.de sowie unter den Web-Seiten der Foren. Auf den Forenseiten besteht jeweils die Möglichkeit, sich als Abonnent einzutragen. An die Abonnenten wird zehn Tage vor Veranstaltungsbeginn eine Erinnerungsmail verschickt. Die Übersichtsprogramme und diese Zeitschrift werden außerdem kostenfrei an Interessenten versendet.

Für die Akademiearbeit bitten wir Sie um eine Spende

Katholische Akademie
LIGA-Bank eG
BLZ: 750 90 300
Konto: 82 008 82

Ansprechpartner in der Katholischen Akademie:

Akademiedirektor: Dr. Joachim Klose
(03 51) 4844-740 / klose@ka-dd.de

Geistlicher Rektor: P. Clemens Maaß SJ
(03 51) 4844-741 / maass@ka-dd.de

Geschäftsführerin: Maria Minkner
(0351) 4844-742 / minkner@ka-dd.de

Referent: Sebastian Ruffert
(03 51) 4844-739 / ruffert@ka-dd.de

ADEL OHNE GRENZEN

Anlässlich des 600-jährigen Belehungs Jubiläums der Familie von Bünau mit dem Schloss Weesenstein findet die Ausstellung „Adel ohne Grenzen. Die Herren von Bünau in Sachsen und Böhmen“ statt. Sehr erfolgreich agierte das adlige Geschlecht im osterzgebirgischen Raum und initiierte zahlreiche Schlossbauten, Kirchen, Grabmäler und Kunstwerke. Mit zahlreichen Ausstellungsstücken wird ihrem Wirken nachgespürt. Das eindrucksvollste Exponat ist jedoch das Schloss Weesenstein selbst. Der beeindruckende Baukörper mit zahlreichen festlichen Sälen, dem wohnlichen Unterschloss und der prächtigen barocken Schlosskapelle erhielt seine Form maßgeblich durch die Bünaus, die hier über 12 Generationen lebten.

Das Ausstellungsprojekt ist Teil einer Kooperation mit dem Schloss Decin. Rudolf von Bünau wollte seinen katholischen Glauben nicht aufgeben und ging deshalb in der Reformationszeit nach Böhmen. Seine Nachfahren, die inzwischen protestantisch geworden waren, mussten etwa 100 Jahre später wegen der Gegenreformation wieder das Land verlassen und kehrten nach Sachsen zurück. Deshalb ist die Religiosität der Familie von Bünau ein weiterer wichtiger Aspekt der Ausstellung.

Kunst und Religion
24. September 2006, 15 Uhr, Schloss Weesenstein
(Eintrittsgebühren)

PERGOLESIS: STABAT MATER

Bis in unsere Gegenwart hinein reichen die Vertonungen des „Stabat Mater“, etwa durch Penderecki oder Klebe. Der zugrunde liegende, seit dem 14. Jh. überlieferte Text ist von Haus aus ein Reimgebet bzw. Leselied zur betenden Betrachtung des Leidens Marias unter dem Kreuz Christi. Stil und Technik verweisen auf die franziskanische Passions- und Marienfrömmigkeit. Im Laufe der Zeit hat das Stabat Mater Einzug ins Messbuch der Katholischen Kirche gehalten und dient seit 1727 als Sequenz beim Fest der Sieben Schmerzen Mariens. Mehrstimmig vertont wurde das Stabat Mater vor allem als Andachtsmusik. Nach 1700 war es die zentrale Gattung zum musikalischen Ausdruck von Passionsfrömmigkeit.

Einen Höhepunkt unter den Stabat Mater-Vertonungen bildet die Komposition Giovanni Battista Pergolesis aus dem Jahr 1736. Sie wurde zum meistgedruckten Werk des 18. Jahrhunderts, gab zu mannigfaltigen Bearbeitungen Anlass und galt wegen ihres empfindsamen Stils als beispielhaft. Jean Jacques Rousseau meinte sogar, die erste Strophe von Pergolesis Stabat Mater sei die vollendetste und rührendste Musik, die je aus der Feder eines Komponisten geflossen sei.

Konzert
7. November 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

REMBRANDT ALS LANDSCHAFTSMALER

In diesem Jahr wird der 400. Geburtstag Rembrandts gefeiert. Zahlreiche Ausstellungen, unter anderem in den Staatlichen Museen Kassel, erinnern an sein Schaffen.

Nur für einen kurzen Zeitraum, etwa von den späten 1630er Jahren bis zur Mitte der 1650er Jahre, ließ sich Rembrandt von der Landschaft faszinieren. Lediglich sieben ganz eigenhändige Gemälde von der Hand des Meisters sind bekannt, daneben mehrere Zeichnungen sowie rund 30 Radierungen. Charakteristisch für seine Auffassung der Natur ist das Wechselspiel zwischen Realismus und Phantastik. Die Landschaften Rembrandts sind als Weltbilder zu verstehen, die sich deutlich von der Landschaftsmalerei seiner Zeitgenossen absetzen.

Auf Spaziergängen in Amsterdam und Umgebung skizzierte Rembrandt zahlreiche Landschaften, wohl zu seinem persönlichen Vergnügen. Dabei ließ er sich vor allem von malerischen Szenarien und verfallenen Gebäuden inspirieren.

Mit der frühen Gewitterlandschaft von 1637/38 schuf Rembrandt eine „Weltlandschaft“ im Sinne des 16. Jahrhunderts, die mit seinen spätesten Landschaften konfrontiert wird. Diese könnten unterschiedlicher nicht sein: die wirklichkeitsnahe Winterlandschaft von 1646 und die ungewöhnliche Nachtlandschaft mit der Ruhe auf der Flucht nach Ägypten von 1647.

Phantastische Inszenierungen stellen seine drei Gemälde Landschaft mit Schloss (1640-42), Die Mühle (um 1645) und Flusslandschaft mit Windmühle (um 1640 und später) dar.

Vortrag
15. November 2006, 20 Uhr, Novalisforum Freiberg

FLAMENCO UND DAS VERGESSENE VOLK

Städte von Weltgeltung, Treffpunkte von Gelehrten aus Ost und West, einzigartige maurische und christliche Prachtbauten, wichtige Werke der Literatur und Malerei - der Weg führt direkt nach Spanien, insbesondere nach Andalusien. Hier im Schmelztiegel der Kulturen, in dem Mauren, Juden und Christen eindrucksvolle Zeugnisse von hohem kulturellen Niveau setzten, verwaschen sich heute deren Spuren. Die Mauren hinterließen nach ihrer Vertreibung beeindruckende Werke der Architektur. Doch was blieb von den sephardischen Juden nachdem sie Spanien 1492 verlassen mussten? Obwohl sie die kulturelle Entwicklung in Europa wesentlich beeinflusst haben, sind sie weitestgehend in Vergessenheit geraten.

Forschungsergebnisse über ihre kulturelle Glanzepoche, in der selbst ihre Sprache als Sefarad bezeichnet wurde und in der jüdische Dichter und Denker ein „Goldenes Zeitalter“ schufen, künden von ihrer Bedeutung für die gegenwärtige spanische Kultur.

Feurige Flamencoklänge werden den Abend rhythmisch begleiten. Landestypische kulinarische Leckerbissen lassen das Land nicht nur fühlen, sondern auch schmecken.

Kulturabend
30. November 2006, 19 Uhr, Kathedralforum Dresden

Die Foren der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen:

Kathedraforum • Haus der Kathedrale Dresden • Schloßstr. 24
 Novalisforum • TU Bergakademie Freiberg • Abraham-Gottlob-Werner-Bau
 AgricolaFORUM • TU Chemnitz • Eduard-Theodor Böttcher-Bau
 Leibnizforum • Leipziger Stadtbibliothek, Wilhelm-Leuschner-Platz 10/11

RYDANS WEG

Meißen 1156: Jedes Jahr im Vorfrühling wirbt Rydan O'Searbhain in der Siedlung und den umliegenden Dörfern und Burgen Junge und Alte, Männer, Frauen und Kinder für eine Wallfahrt nach Santiago di Compostella. Seit sein Hof verbrannte und seine Frau ums Leben kam, hat er kein Zuhause. Die Pilgerschar ist seine Familie. Doch diesmal ist unter den Gefährten neben den frommen Witwen, dem Vater mit dem kranken Kind, dem jungen sorbischen Viczaz-Krieger und den reisegewohnten Kaufleuten auch ein gedungener Mörder, der nur auf seine Gelegenheit wartet. Und der alte Schulfreund McCarthy, Oberhaupt der Schottenmönche, ist auch keine Hilfe, denn der will den Wegekundigen ins Kloster nach Regensburg zurückbringen, aus dem er als Halbwüchsiger geflohen war. Rydan wollte ja ein Pilgermönch werden wie der heilige Kilian...

Und dann, am Ende der Reise wäre er beinahe selbsthaft geworden – in Dreasdun, auf dem Hof Dornstrauchburg gegenüber der Frauenkirche, wo sein ungestaltetes Marienbild steht.

Die Autorin von „Rydans Weg“, Iris Schilke, geboren 1954, studierte Betriebswirtschaft in Dresden und Literatur am Leipziger Johannes R. Becher-Institut. Ihr erster Roman „Der Kaufherr und die Ketzler“ erschien 1984 beim Mitteldeutschen Verlag. Danach schrieb sie Kinderhörspiele und Sachbücher zur Dresdner Geschichte. Mehrere Jahre arbeitete sie als Projektleiterin im Dresdner FrauenStadtArchiv. Sie ist Gästeführerin bei igel-tour.

Lesung
 12. Oktober 2006, 20 Uhr, Kathedraforum Dresden

SLAWISCHE SPUREN IN SACHSEN

Der Beginn der Besiedlung des Ostens des heutigen Deutschlands durch die Slawen geht auf das 7./8. Jahrhundert zurück. Neben den Stodoranen, Spreewanen, Obodriten, Wilzen und Ukränen gehören die Sorben/Serben zu den wichtigsten westslawischen Stämmen. Die slawische Oberschicht, die überwiegend sorbisch war, siedelte sich überwiegend in den Gebieten der Lusitzer und Milzener an. Diese Stämme wurden später den Sorben zugerechnet. Hier liegt der Ursprung der Lusitz, der späteren Lausitz.

Wie Sprachwissenschaftler herausfanden, gliederte sich das sorbische Sprachgebiet in einen West- und einen Ostflügel, sie wiesen nach, dass das Sorbische auf unterschiedliche sprachliche Wurzeln zurückzuführen ist. Noch heute stehen die beiden sorbischen Sprachen oder besser Dialekte, Obersorbisch und Niedersorbisch, dem Tschechischen beziehungsweise dem Polnischen nahe.

Historiker aus der Tschechischen Republik und Deutschland gehen den slawischen Spuren in Sachsen nach.

Bedeutende Zeitfenster aus ihrer langen Geschichte werden im besonderen Maße fokussiert.

Wie stellt sich die Situation der Sorben im 16. bis 18. Jahrhundert dar? Was bedeutet die sorbische

Bevölkerungsabnahme um nahezu die Hälfte durch Pest und Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges? Wie lässt sich die Beziehung der Tschechoslowakischen Republik und der Lausitz zwischen 1945 und 1949 beschreiben, einer Zeit, in der der in Prag gegründete Sorbische Nationalausschuss die Zukunft der Sorben in der Anbindung an die Tschechoslowakische Republik sah?

Im Rahmen dieses Exkurses werden nicht nur geschichtliche, sondern auch gegenwärtige Zusammenhänge untersucht. Der Kurzfilm „Die katholischen Sorben“ von Dr. Rudolf Kiliank gibt hierzu auch einen tiefen Einblick.

Vortrag
 9. November, 20 Uhr, Kathedraforum Dresden

LANDSCHAFTSMALEREI

Die Dresdner Gemäldegalerie Alte Meister besitzt eine außergewöhnlich umfangreiche Sammlung holländischer Werke des 17. Jahrhunderts. Sie sind Ausdruck des „Goldenen Zeitalters“, in dem das Land am Meer durch Seefahrt und Handel zu Reichtum gekommen war. Neben den gängigen Bildthemen wie Stillleben, mythologischen Gemälden oder Porträts wuchs die heimische Landschaft für das Tafelbild zum eigenständigen Bildmotiv heran. Zuvor war ihre Darstellung als Fensterausschnitt oder als Hintergrund für Historienbilder stark eingeschränkt gewesen. Zahlreiche Künstler spezialisierten sich nun auf diese völlig neue Gattung. Es bildeten sich verschiedene Landschaftsschulen heraus: Amsterdam, Haarlem und Leiden. Die Dresdner Galerie besitzt Werke von Jan van Goyen, Aert van der Neer, Jacob van Ruisdael und Philips Wouwerman. In ihren Landschaftsbildern werden durch das Spiel mit Licht Stimmungen vermittelt. Gemeinsam ist den meisten Landschaftsmalern das Ziel, eine möglichst wahrhaftige Wiedergabe der Natur zu schaffen. Doch auch hier werden die Betrachter oft durch die Darstellung von illusionistischer Weite an die Vergänglichkeit des Lebens erinnert. Häufig sind die Landschaften mit Figuren belebt, doch spielen sie eine untergeordnete Rolle und geben der Natur den Vorrang.

Zeitfenster
 14. November 2006
 17 Uhr, Gemäldegalerie Alte Meister (Eintrittsgebühr)
 18.15 Uhr Kathedraforum Dresden

LEONARDO DA VINCI

Über Leonardo da Vinci scheint alles gesagt worden zu sein. In den letzten beiden Jahrzehnten ist erstaunlich wenig zu diesem berühmtesten Vertreter der Renaissance-Ingenieure geforscht worden. Neue Fragestellungen der Wissenschafts- und Technikgeschichte erlauben jedoch eine präzisere Einordnung seines Schaffens. Sie zeigen originelle theoretische Ansätze, die nicht unbedingt auf die Entdeckung von Naturgesetzen abzielten, sondern auf die praxisnahe Durchdringung technischer Probleme. So wird deutlich, inwiefern Leonardo als Meister der neuen Medien seiner Zeit zu verstehen ist, insbesondere natürlich der technischen Zeichnung. Gerade auf dieser Ebene lohnt sich

im Übrigen ein Vergleich mit dem sächsischen Montanexperten Georgius Agricola. In ihrer ganz unterschiedlichen Nutzung der Medien ihrer Zeit werden die spezifischen Leistungen zweier herausragender technischer Spezialisten der Renaissance gut erkennbar.

Novalisforum, 11. Oktober 2006, 20 Uhr
 Agricolaforum, 12. Oktober 2006, 20 Uhr

PATIENTENVERFÜGUNG

Das geltende Recht der Bundesrepublik Deutschland ist der Würde des Menschen in höchstem Maße verpflichtet. Diese vom Staat nicht nur garantierte, sondern vorausgesetzte und um ihrer selbst willen zu achtende Würde manifestiert sich auch in gesetzlichen Regelungen, die der Sicherung der Selbstbestimmung des Einzelnen dienen. Auch die Rechtsprechung hat bei der Anwendung und Auslegung des normierten Rechts dieses Postulat selbstverständlich zu berücksichtigen.

Solange der Mensch lebt und handelt, macht er sich Vorstellungen über das eigene Sterben und darüber, was weltlich nach dem Sterben (noch) zu geschehen hat. Was aber ereignet sich rechtlich, wenn das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen Menschen an eigene oder an fremde Grenzen stößt? Wie tolerabel erweist sich die Rechtsordnung bei Anordnungen, die den eigenen Tod und den irdischen Umgang mit dem, was vom Menschen danach verbleibt, betreffen? Gibt es an dieser Scheidelinie Grenzen der Autonomie und welche Gründe ließen sich dafür anführen? Dignitas, voluntas und vita sind die archimedischen Punkte, innerhalb derer die rechtliche Problemlösung abläuft. Die Kunst bei der Behandlung jedes Einzelproblems besteht darin, keinem der drei Punkte zu Lasten eines anderen von vornherein zu viel Gewicht beizumessen.

Anhand der Problemfelder Patientenverfügung und Bestattungszwang soll diesen grundsätzlichen rechtlichen Fragen nachgegangen werden. Sie betreffen gleichermaßen das geltende Zivil-, Straf- und öffentliche Recht.

Vortrag
 2. November 2006, 20 Uhr, Agricolaforum Chemnitz

MAFIA

Im Alltagsdiskurs fällt nicht selten das Wort von der Politik als „schmutzigem Geschäft“, wobei sich Italien in einer besonderen Situation befindet. Der Großteil der Italiener hält traditionell Politiker für korrupt und hat kein Vertrauen in staatliche Institutionen. Die meisten Italiener glauben, Politiker würden nur an ihre eigenen Interessen denken und Ämter für persönliche Vorteilmnahmen missbrauchen. Dafür gibt es durchaus nachvollziehbare Gründe, bedenkt man die zahlreichen Skandale, in die Politiker verwickelt waren, wie z.B. die ehemaligen Ministerpräsidenten Giovanni Giolitti und Giulio Andreotti oder auch Bettino Craxi und Silvio Berlusconi.

Aber nicht nur die Italiener selbst beurteilen ihre politischen Vertreter schlecht, sondern auch die seit 1993 existierende internationale Antikorruptions-

organisation Transparency International. Die stellt heute die weltweit wichtigste Nichtregierungsorganisation im Kampf gegen Korruption dar.

Gegenstand der Vorträge wird es sein, zu den Hintergründen der Mafia als „bewaffnetem Arm“ der Politik zu sprechen und die weitestgehend unbekanntesten Zusammenhänge aufzuhellen.

Vortrag
6. Dezember 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden
7. Dezember 2006, 20 Uhr, Agricolaforum Chemnitz

KOMPETENZ UND VERANTWORTUNG

Viel ist die Rede von der Verantwortung der Eltern und Lehrer für die Erziehung der Kinder. Immer öfter werden Eltern und Lehrer in einer Verantwortungsgemeinschaft gesehen, von deren Gelingen die Erfüllung des schulischen Bildungsauftrags abhinge. Sicherlich ist es wünschenswert, dass Eltern und Schule gemeinsam an einem Strang ziehen. Aber es muss auf der anderen Seite auch klar sein, dass Eltern und Schule unterschiedliche Aufgaben haben und dass die Beziehung in der gemeinsamen Erziehungsverantwortung scheitern kann, wenn die unterschiedlichen Zuständigkeiten und die notwendigen Distanzen nicht gewahrt werden. Deswegen gehört eine tiefere Analyse des Verhältnisses von Eltern und Schule in ihrer je eigenen Erziehungsverantwortung zu einer jeden Schulkonzeption.

Mit diesem Vortrag führen das St. Benno-Gymnasium und das Kathedralforum Dresden die Reihe „Elternkolleg“ fort. Das „Elternkolleg“ hat sich zum Ziel gesetzt, für Schule und Erziehung grundlegende Themen aufzugreifen.

Elternkolleg
5. Oktober 2006, 19.30 Uhr, St. Benno-Gymnasium

DER KAMPF UM DAS KREUZ

Solange der Sowjetstern auf den Fabriken leuchtet - so lange bleibt auch das Kreuz!

Oskar Brüsewitz

1969 kommt Pfr. Brüsewitz nach Rippicha, einer kleinen Gemeinde bei Zeitz. In Gottesdiensten verteidigt er unverhüllt die christlichen Werte gegen die Politik der kommunistischen Machthaber und bringt als deutliches Zeichen ein 4x2m großes Neonkreuz am Kirchturm an, das von der Fernstraße Gera-Leipzig gut sichtbar ist und zum Streitobjekt mit der Staatsmacht wird.

Bedeutsam in der Zeit der einseitig-atheistischen Erziehung der DDR war Brüsewitz für die Jugendarbeit. Die Schule in der DDR ist für ihn das Synonym für geistige Unterdrückung und Freiheitsberaubung. Mit seiner unkonventionellen Art zieht er besonders Kinder und Jugendliche an – er baut einen Kinderspielplatz, der aufgrund der Kommunalwahl 1974 wieder abgerissen werden soll. In Rippicha entbrennt ein Schilderkrieg: die Gemeindeverwaltung plakatiert „25 Jahre DDR“ und Brüsewitz antwortet mit „2000 Jahre Kirche Jesu Christi“. Auf die Losung: „Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein“ reagiert er mit „Ohne Regen ohne Gott geht die ganze

Welt bankrott“. Inzwischen ist das gesamte Umfeld Brüsewitz' von Stasi-Spitzeln durchsetzt. Die Amtskirche legt ihm einen Ortswechsel nahe, was ihn in eine tiefe Resignation treibt.

Am Morgen des 18. August 1976 entrollt er vor der Michealiskirche in Zeitz sein letztes Transparent mit der Aufschrift: „Funkspruch an alle: Die Kirche in der DDR klagt den Kommunismus an wegen Unterdrückung in Schulen an Kindern und Jugendlichen“. Danach übergießt er sich mit Benzin und zündet sich an. Am 22. August stirbt Oskar Brüsewitz an seinen Verletzungen.

Der Versuch von staatlicher Seite, die Selbstverbrennung zu verschweigen, hat keinen Erfolg. Die Informationen streuen sich durch das gesamte Land und Stimmen der Anteilnahme und des Protestes werden laut. Bedeutsam waren Brüsewitz' Verhalten und die Folgen der Selbstverbrennung besonders für die DDR-Friedensbewegung.

Vortrag
15. September 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

POLITISCH AKTIV WERDEN

Das sokratische Gespräch ist eine seit der Antike gepflegte Form der Wahrheitssuche, bei der eine überschaubare Gruppe in einer begrenzten Zeit auf eine bestimmte Frage im Gespräch eine gültige Antwort sucht und findet. Anhand des gestellten Themas über das Für und Wider politischer Aktivität wird im Seminar so auch eine Praktik der Gesprächsführung vermittelt. Auf die Art des Fragens kommt es an!

Seminar
1.-3.12.2006, Naundorf/Sächsische Schweiz

EXIL UND INNERE EMIGRATION

Wie Widerstand leisten gegen eine Diktatur? Das Land verlassen? Ist der Rückzug in die eigene Innerlichkeit schon ein Akt des Aufbegehrens? In den Augen derjenigen, die gegangen sind, haben die Zurückgebliebenen keinen wirklichen Widerstand geleistet. Diejenigen, die die innere Emigration der äußeren vorgezogen hatten, warfen den Exulanten vor, nicht mitreden zu können, da sie nicht wissen, wovon sie reden. Sie waren ja gegangen. Bis heute fehlt es an einer parallel laufenden Debatte über Exil und innere Emigration.

Trotz der Leiden, die ein Exil mit sich bringt, wählten in der Vergangenheit viele Menschen diesen Weg, um möglichen Repressalien in ihrer Heimat zu entgehen. Zu Tausenden strandeten sie überall auf der Welt in einem „Wartesaal ohne Ziel“. Aber auch dort ließen sie die Regime ihrer Heimatländer nicht aus den Augen. Fast lückenlos überwachten z.B. die deutschen Botschaften in der NS-Zeit die Aktivitäten der Exulanten. Spitzel wurden zu Treffen der Exilgemeinden eingeschleust, anonyme Denunziationen gesammelt und die örtliche Presse ausgewertet. Größer war im 3. Reich jedoch die Bedrohung für diejenigen, die das Regime zwar ablehnten, aber im Lande blieben. Man musste sich möglichst apolitisch verhalten, denn erkennbare Ablehnung des Regimes hatte keine Chance. Es war aussichtslos, offen oppositionell aufzutret-

ten, ohne Nachteile in Kauf zu nehmen. Hier stellt sich die Frage nach dem minimalen Kompromiss, den man eingehen konnte.

Vortrag
28. September 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

ARMENIEN UND DEUTSCHLAND

Wer weiß noch, dass im 15. Jahrhundert in Mainz das armenische Alphabet zum ersten Mal gedruckt wurde? Wer erinnert sich daran, dass Thomas Mann 1914 den Aufruf zur Gründung der Deutsch-Armenischen Gesellschaft unterstützte? Wer kennt die dringenden Eingaben evangelischer und katholischer Persönlichkeiten von 1915 an den deutschen Reichskanzler, die Armenier-Deportationen, das Verbrechen der verbündeten Türkei, zu stoppen? Stimmt es, dass Adolf Hitler das Gewissen seiner Militärs angesichts seiner Völkervernichtungspläne mit dem tiefen Schweigen über den Völkermord an den Armeniern beruhigte?

Durch die traurige Rolle Deutschlands im Genozid an den Armeniern und durch die Verdrängung dieses crimen magnum ist die deutsche Kultur noch vor dem Holocaust im Innersten beschädigt worden. Das Werk des Helfers und Anwalts der Armenier, des Theologen Johannes Lepsius (1858-1926), ist der Ansatzpunkt für den Versuch einer Wiederanknüpfung, der 2005 auch zu einer ersten Armenien-Resolution des Deutschen Bundestages geführt hat.

Vortrag
4. Oktober 2006, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig

GENERATION ALLY

Kindermangel, Rentenloch, Elterngeld: Die Geburtenrate in Deutschland sinkt dramatisch. In keinem anderen europäischen Land werden so wenig Kinder geboren wie hierzulande. Sind die Frauen schuld?

Nein, sagt die Autorin Katja Kullmann, Jahrgang 1970. In ihrem Buch „Generation Ally. Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein“ zeichnet sie ein anschauliches Porträt der jüngeren Frauen-Generation. Ihre mit dem Deutschen Bücherpreis ausgezeichnete Zeitanalyse belegt: In keinem anderen europäischen Land sind die Chancen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf so gering wie in Deutschland. Die Töchter der Emanzipation sind heute zwischen 30 und 40 Jahre alt. Es ist die erste Frauengeneration, die ungebremst ins Berufsleben gestartet ist. Frauen schreiben bessere Noten als Männer und beenden schneller ihre Ausbildung. Doch sobald ein Kind geboren wird, tritt die herkömmliche Rollenverteilung in Kraft: Gerade einmal fünf Prozent der Väter beteiligen sich an der Elternzeit. Die Mehrheit der Frauen, die nach der Erziehungspause in den Beruf zurückkehren wollen, findet keinen Anschluss mehr. Auch aus diesem Grund verzichten viele Akademikerinnen auf eigene Kinder.

Prompt wird diesen Frauen nun Egoismus vorgeworfen, und es erschallt die Forderung:

weiter S. 14



TU Chemnitz
Eduard-Theodor-Böttcher-Bau, Altes Heizhaus
Straße der Nationen 62, 09111 Chemnitz
www.agricolaforum.de
info@agricolaforum.de

23. September 2006, Exkursion (Text S. 14, Sp. 2)
in Zusammenarbeit mit der
Domschatzkammer St. Petri Bautzen
Bischof Benno in Sachsen
*Dr. Birgit Mitzscherlich, Bautzen; Pfr. Dr. Rüdiger
Laue, Bautzen; Gerold Dubau, Dresden*
Information anfordern!
Anmeldung schriftlich bis 21. September 2006

12. Oktober 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 2)
Neue Sicht auf Leonardo da Vinci
Dr. Marcus Popplow, Cottbus

20.-23. Oktober 2006, Tagung (Text S. 16)
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
Pastorale - Messe für Pastoral in der Diaspora
Information anfordern!

2. November 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 3)
Das Ende der Autonomie?
Patientenverfügungen und Bestattungszwang
Dr. Adrian Schmidt-Recla, Leipzig

10.-12. November 2006, Familienwochenende
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
in Zusammenarbeit mit der Semperoper
Mein Mozart
*Prof. Dr. Ilse Reinsberg Carola Schwab und
Heide Stock, Semperoper; Dr. Gerhard Poppe,
Dresden; Information anfordern! (Text S. 15, Sp. 3)*
Anmeldung schriftlich bis 20. Oktober 2006

1.-3. Dezember 2006, Seminar (Text S. 11, Sp. 2)
in der Familienferienstätte St. Ursula, Naundorf
in Zusammenarbeit mit der
Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung
**Politisch aktiv werden - Sokratisches Gespräch
über das Für und Wider politischer Aktivität**
Wolfgang Dinges, Leinfelden-Echterdingen
Anmeldung schriftlich bis 10. November 2006

7. Dezember 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 3)
Mafia - „Der bewaffnete Arm“ der Politik
Dr. Anita Bestler, Palermo

12.-14. Januar 2007, Kirchengeschichte
in der Familienferienstätte St. Ursula, Naundorf
**Das Zeitalter der Aufklärung - Ursprung und
Verlauf der Bewegung in den Ländern Europas**
Dr. Siegfried Seifert, Bautzen
Information anfordern!
Anmeldung schriftlich bis 8. Dezember 2006

31. Januar-4. Februar 2007, Winterakademie
in Zusammenarbeit mit dem Bischof-Benno-Haus,
der Semperoper und der Hochschule für Musik Carl
Maria von Weber, Dresden
„Verweile doch...“ – Faustvariationen
Information anfordern! (Text S. 24, Sp. 1)
Anmeldung schriftlich bis 15. Januar 2007

Gemeindeseminar im Saal der Propsteigemeinde, Hohe Str. 1, 09112 Chemnitz

20. September 2006, 19.15 Uhr (Text S. 14, Sp. 3)
Kirche in der Welt von heute
Rückblick und Ausblick
Altbischof Leo Nowak, Magdeburg

27. September 2006, 19.15 Uhr (Text S. 15, Sp. 1)
Der Traum des Gerontius
**Theologie und Musik im Oratorium von
John Henry Newman und Edward Elgar**
P. Clemens Maaß SJ, Dr. Barbara Mohn, Stuttgart

4. Oktober 2006, 19.15 Uhr (Text S. 14, Sp. 1)
Die Stadt auf dem Berge
verkündet und missioniert
Prof. Dr. Franz-Georg Friemel, Erfurt



Haus der Kathedrale
Schloßstr. 24, 01067 Dresden
www.kathedralforum.de
info@kathedralforum.de

15. September 2006, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 1)
in Zusammenarbeit mit dem
Sächsischen Beauftragten für Stasi-Untlagen
Der Kampf ums Kreuz – Pfarrer Oskar Brüsewitz
Freya Klier, Autorin und Regisseurin, Berlin

20. September 2006, 19.30 Uhr, Podiumsdiskussion
im Deutschen Hygiene-Museum Dresden
in Zusammenarbeit
mit der Sächsischen Staatskanzlei (Text S. 24, Sp. 1)
Zukünftiges Europa
Zur Wertebasis unseres gemeinsamen Handelns
*Ministerpräsident Prof. Dr. Georg Milbradt
Prof. Dr. Alfred Grosser, Paris
Prof. Dr. Wladyslaw Bartoszewski, Warschau*

23. September 2006, Exkursion (Text S. 14, Sp. 2)
in Zusammenarbeit mit der
Domschatzkammer St. Petri Bautzen
Bischof Benno in Sachsen
*Dr. Birgit Mitzscherlich, Bautzen; Pfr. Dr. Rüdiger
Laue, Bautzen; Gerold Dubau, Dresden*
Information anfordern!
Anmeldung schriftlich bis 21. September 2006

24. September 2006, 15 Uhr, Führung
im Schloß Weesenstein (Eintrittsgebühr)
Adel ohne Grenzen – Die Familie von Büнау
Dr. Birgit Finger, Dresden (Text S. 9, Sp. 2)

28. September 2006, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 2)
in Zusammenarbeit mit der
Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung
Exil und Innere Emigration
Ein garstig Zwillingpaar in düsteren Zeiten?
Prof. Dr. Hermann Haarmann, Berlin

5. Oktober 2006, 19.30 Uhr, Elternkolleg
im St. Benno-Gymnasium, Pillnitzer Str. 39
Kompetenz und Verantwortung
Eltern, Schule und Erziehung (Text S. 11, Sp. 1)
P. Klaus Mertens SJ, Berlin

6. Oktober 2006, 20 Uhr, Vortrag (Text S. 14, Sp. 2)
7. Oktober 2006, 10-12.30 Uhr, Seminar
in Zusammenarbeit mit der
Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung
Politische und religiöse Konversion
Dr. Christian Heidrich, Heidelberg

12. Oktober 2006, 20 Uhr, Lesung (Text S. 10, Sp. 1)
in Zusammenarbeit mit igeltour Dresden
Rydans Weg
Iris Schilke, igeltour, Dresden

13.-14. Oktober 2006, Tagung (Text S. 24, Sp. 1)
im Deutschen Hygiene-Museum Dresden
Zukunftswerkstatt der Stadt Dresden
Zukunft der Visionen
Anfänge und Abbrüche in der Bürgergesellschaft
*Erwin Teufel, Ministerpräsident a.D., Stuttgart;
Prof. Dr. Hans-Jürgen Papier, Präsident des Bun-
desverfassungsgerichts, Karlsruhe; Prof. Dr. Hans
Maier, Kultusminister a.D., München; Prof. Dr.
Peter Strohschneider, Präsident des Wissenschafts-
rates, München; Prof. Dr. Michael Albus, Heides-
heim; Patrick Roth, Schriftsteller, Los Angeles*
Information anfordern!

20.-23. Oktober 2006, Tagung (Text S. 16)
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
Pastorale - Messe für Pastoral in der Diaspora
Information anfordern!

23. Oktober 2006, 20 Uhr, Workshop
im Deutschen Hygiene-Museum Dresden
in Zusammenarbeit mit dem (Text S. 24, Sp. 1)
Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband
Zu faul zum Arbeiten? – Armut heute
*Landesbischof Jochen Bohl, Dresden
Prof. Dr. Michael Hüther, Köln*

27. Oktober 2006, 20 Uhr (Text S. 14, Sp. 1)
in Zusammenarbeit mit dem
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung
Verfolgte Schüler – gebrochene Biographien
**Diskriminierung von Schülern in der ehemaligen
DDR und deren Aufarbeitung**
*Prof. Dr. Gert Geißler, Berlin
Dr. Christine Hempel, Chemnitz*

2. November 2006, 20 Uhr (Text S. 15, Sp. 2)
Mozarts Zauberflöte und ägyptische Geheimnisse
**Initiationsrituale auf der Opernbühne und bei den
Freimaurern des 18. Jahrhunderts**
Dr. Florian Ebeling, München

7. November 2006, 20 Uhr, Konzert (Text S. 9, Sp. 2)
Pergolesi: „Stabat mater“
*Anna Piontkowski, Sopran; Holger Miersch, Orgel;
Tanja Höft, Mezzosopran; alle Dresden*

9. November 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 1)
in Zusammenarbeit mit der Brücke-Most-Stiftung
Die Sorben – Slawische Spuren in Sachsen
*Tomáš Podivínský, Generalkonsul der Tschechi-
schen Republik; Jan Zdichynec, Universität Prag;
Jurij Wuschansky, Domovina Bautzen; Jiri Zahrad-
nik, TU Dresden; Katerina Kocová, TU Liberec*

10.-12. November 2006, Familienwochenende
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
in Zusammenarbeit mit der Semperoper
Mein Mozart
*Prof. Dr. Ilse Reinsberg Carola Schwab und
Heide Stock, Semperoper Dresden; Dr. Gerhard
Poppe, Dresden;*
Information anfordern! (Text S. 15, Sp. 3)
Anmeldung schriftlich bis 20. Oktober 2006

September

Woche	M	D	M	D	F	S	S
35				1	2	3	
36	4	5	6	7	8	9	10
37	11	12	13	14	15	16	17
37	18	19	20	21	22	23	24
38	25	26	27	28	29	30	1

Oktober

Woche	M	D	M	D	F	S	S
39	2	3	4	5	6	7	8
40	9	10	11	12	13	14	15
41	16	17	18	19	20	21	22
42	23	24	25	26	27	28	29
43	30	31					

November

Woche	M	D	M	D	F	S	S
43		1	2	3	4	5	
44	6	7	8	9	10	11	12
45	13	14	15	16	17	18	19
46	20	21	22	23	24	25	26
47	27	28	29	30			

14. November 2006, Zeitfenster (Text S. 10, Sp. 2) in Zusammenarbeit mit der Gemäldegalerie Alte Meister (Eintrittsgebühr) 17.00 Uhr in der Gemäldegalerie Alte Meister **Weltbilder in der holländischen Landschaftsmalerei** Prof. Dr. Gregor J. M. Weber, Kassel 18.15 Uhr im Haus der Kathedrale, Schloßstraße 24 **Die Konzeption der Welt - Gottfried W. Leibniz** Prof. Dr. Constanze Peres, Dresden

16. November 2006, 20 Uhr (Text S. 15, Sp. 2) **Die Zauberflöte als musikalisches Gefüge** Prof. Dr. Petra Bockholdt, Koblenz

23. November 2006, 20 Uhr (Text S. 15, Sp. 2) **Zwischen Christentum und Freimaurerei Die Religiosität der Zauberflöte heute** Prof. Dr. Hans-Hermann Höhmann, Köln Dr. Harald Lamprecht, Dresden

27. November 2006, 20 Uhr, Workshop im Deutschen Hygiene-Museum Dresden in Zusammenarbeit mit dem (Text S. 24, Sp. 1) Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband **Eingeschränkte Gestaltungsspielräume? Zu den Folgen der demographischen Entwicklung** Kultusminister Steffen Flath, Dresden Vorstandsmitglied Dr. Johannes Meier, Gütersloh Bertelsmann-Stiftung Information anfordern!

30. November 2006, 19 Uhr, Kulturabend in Zusammenarbeit mit dem (Text S. 9, Sp. 3) Akademischen Auslandsamt der TU Dresden **Das vergessene Volk – Spanischer Kulturabend mit Flamenco und Tortilla Espanola** Studierende der TU Dresden; Prof. Dr. Norbert Rehrmann, Dresden; Ritmo Flamenco, Dresden

1.-3. Dezember 2006, Seminar (Text S. 11, Sp. 2) in der Familienferienstätte St. Ursula, Naundorf in Zusammenarbeit mit der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung **Politisch aktiv werden - Sokratisches Gespräch über das Für und Wider politischer Aktivität** Wolfgang Dinges, Leinfelden-Echterdingen Anmeldung schriftlich bis 10. November 2006

4. Dezember 2006, 20 Uhr (Text S. 15, Sp. 1) **Zwischen Bibel und Schwert Christentum, Toleranz und Gewalt** Prof. Dr. Arnold Angenendt, Münster

6. Dezember 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 3) **Mafia - „Der bewaffnete Arm“ der Politik** Dr. Anita Bestler, Palermo

12.-14. Januar 2007, Kirchengeschichte in der Familienferienstätte St. Ursula, Naundorf **Das Zeitalter der Aufklärung - Ursprung und Verlauf der Bewegung in den Ländern Europas** Dr. Siegfried Seifert, Bautzen Information anfordern! Anmeldung schriftlich bis 8. Dezember 2006

31. Januar-4. Februar 2007, Winterakademie in Zusammenarbeit mit dem Bischof-Benno-Haus, der Semperoper und der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber Dresden **„Verweile doch...“ – Faustvariationen** Information anfordern! (Text S. 24, Sp. 3) Anmeldung schriftlich bis 15. Januar 2007



Leipziger Stadtbibliothek
Wilhelm-Leuschner-Platz 10/11 04107 Leipzig
www.leibnizforum-leipzig.de
info@leibnizforum-leipzig.de

13. September 2006, 19.30 Uhr, Lesung **Generation Ally - Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein** Katja Kullmann, Berlin (Text S. 11, Sp. 3)

23. September 2006, Exkursion (Text S. 14, Sp. 2) **Bischof Benno in Sachsen** (siehe Novalisforum)

4. Oktober 2006, 19.30 Uhr (Text S. 11, Sp. 3) **Armenien und Deutschland Ein Versuch, Zerrissenes zu verknüpfen** Prof. Dr. Hermann Goltz, Halle

20.-23. Oktober 2006, Tagung (Text S. 16) im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz **Pastorale - Messe für Pastoral in der Diaspora** Information anfordern!

8. November 2006, 19.30 Uhr (Text S. 14, Sp. 3) **Fragwürdige Geheimnisse Jesus in Sakralthrillern** Dr. Elisabeth Hurth, Wiesbaden

10.-12. November 2006, Familienwochenende im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz in Zusammenarbeit mit der Semperoper **Mein Mozart** Prof. Dr. Ilseore Reinsberg, Carola Schwab und Heide Stock, Semperoper Dresden; Dr. Gerhard Poppe, Dresden Information anfordern! (Text S. 15, Sp. 3) Anmeldung schriftlich bis 20. Oktober 2006

1.-3. Dezember 2006, Seminar (Text S. 11, Sp. 2) in der Familienferienstätte St. Ursula in Naundorf in Zusammenarbeit mit der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung **Politisch aktiv werden - Sokratisches Gespräch über das Für und Wider politischer Aktivität** Wolfgang Dinges, Leinfelden-Echterdingen Anmeldung schriftlich bis 10. November 2006

6. Dezember 2006, 19.30 Uhr (Text S. 15, Sp. 1) **Zwischen Bibel und Schwert Christentum, Toleranz und Gewalt** Prof. Dr. Arnold Angenendt, Münster

12.-14. Januar 2007, Kirchengeschichte in der Familienferienstätte St. Ursula, Naundorf **Das Zeitalter der Aufklärung - Ursprung und Verlauf der Bewegung in den Ländern Europas** Dr. Siegfried Seifert, Bautzen Information anfordern! Anmeldung schriftlich bis 8. Dezember 2006

31. Januar-4. Februar 2007, Winterakademie **„Verweile doch...“ – Faustvariationen** (siehe Novalisforum)



TU Bergakademie Freiberg, Institut für Mineralogie
Abraham-Gottlob-Werner-Bau, Brennhausgasse 14
09599 Freiberg
www.novalisforum.de
info@novalisforum.de

23. September 2006, Exkursion (Text S. 14, Sp. 2) in Zusammenarbeit mit der Domschatzkammer St. Petri Bautzen **Bischof Benno in Sachsen** Dr. Birgit Mitzscherlich, Bautzen; Pfr. Dr. Rüdiger Laue, Bautzen; Gerold Dubau, Dresden Information anfordern! Anmeldung schriftlich bis 21. September 2006

11. Oktober 2006, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 2) **Neue Sicht auf Leonardo da Vinci** Dr. Marcus Popplow, Cottbus

20.-23. Oktober 2006, Tagung (Text S. 16) im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz **Pastorale – Messe für Pastoral in der Diaspora** Information anfordern!

15. November 2006, 20 Uhr (Text S. 9, Sp. 3) **Rembrandt als Landschaftsmaler** Prof. Dr. Gregor J. M. Weber, Kassel

10.-12. November 2006, Familienwochenende im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz in Zusammenarbeit mit der Semperoper **Mein Mozart** Prof. Dr. Ilseore Reinsberg Carola Schwab, und Heide Stock, Semperoper Dresden; Dr. Gerhard Poppe, Dresden Information anfordern! (Text S. 15, Sp. 3) Anmeldung schriftlich bis 20. Oktober 2006

1.-3. Dezember 2006, Seminar (Text S. 11, Sp. 2) in der Familienferienstätte St. Ursula, Naundorf in Zusammenarbeit mit der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung **Politisch aktiv werden - Sokratisches Gespräch über das Für und Wider politischer Aktivität** Wolfgang Dinges, Leinfelden-Echterdingen Anmeldung schriftlich bis 10. November 2006

10. Januar 2007, 20 Uhr **Zur Zukunft unserer Kulturlandschaft** Prof. Dr. Michael Succow, Greifswald

12.-14. Januar 2007, Kirchengeschichte in der Familienferienstätte St. Ursula, Naundorf **Das Zeitalter der Aufklärung - Ursprung und Verlauf der Bewegung in den Ländern Europas** Dr. Siegfried Seifert, Bautzen Information anfordern! Anmeldung schriftlich bis 8. Dezember 2006

31. Januar-4. Februar 2007, Winterakademie in Zusammenarbeit mit dem Bischof-Benno-Haus, der Semperoper und der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber Dresden **„Verweile doch...“ – Faustvariationen** Information anfordern! (Text S. 24, Sp. 3) Anmeldung schriftlich bis 15. Januar 2007

„Frauen zurück an den Herd“. Doch das wird nicht funktionieren, denn dazu sind die jungen Frauen nicht mehr bereit. Zwischen Lebenslust und Kinderwunsch, Ambition und Sinnsuche, Leistungswillen und struktureller Ungleichheit: Sitzt die „Generation Ally“ gesellschaftlich und politisch zwischen allen Stühlen?

Vortrag
13. September 2006, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig

VERFOLGTE SCHÜLER

Das Bildungssystem der DDR hatte zum Ziel, „allseitig gebildete sozialistische Persönlichkeiten“ zu erziehen. Eltern, Schüler, Lehrlinge und Studenten mussten mit Repressionen rechnen, wenn sie sich diesem staatlichen Anspruch widersetzen. Die Folgen dieser Eingriffe sind trotz Rehabilitierung für viele Betroffene noch heute zu spüren.

Zu den Unterdrückungsmaßnahmen gehörten neben Nichtzulassung zum Abitur oder Studium, dem Ausschluss von Berufsausbildung oder das Abdrängen in nicht gewünschte und wenig attraktive Berufe auch die Einweisung in Erziehungsanstalten wie Kinderheime für Schwererziehbare, Jugendwerkhöfe oder Jugendhaftanstalten. Einige Betroffene versuchten, den Repressalien durch Ausreise in die Bundesrepublik zu entgehen, was zu weiteren Konflikten mit der Staatsmacht der DDR führte.

Ursachen und Methoden von Benachteiligung und Verfolgung, deren Folgen für die berufliche und persönliche Entwicklung der Betroffenen im Zusammenhang mit den juristischen Grundlagen, der behördlichen wie individuellen Praxis an den Schulen und Schulämtern sowie durch Lehrer und Direktoren in der DDR sind Inhalte verschiedener Forschungsprojekte, die sich mit dem Bildungswesen der ehemaligen DDR beschäftigen. Dabei werden das Jugendleben, die Jugendkultur und der Umgang der SED mit den Jugendlichen in der DDR mit einbezogen, um neben den systembedingten alltäglichen Methoden gerade auch die besonderen repressiven Maßnahmen gegenüber benachteiligten Jugendlichen hervorzuheben.

Vortrag
27. Oktober 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

DIE STADT AUF DEM BERGE

Das Neue Testament schildert uns die Stadt als Aufgabe, sie ist kein weltlicher Begriff. Sie soll leuchten wie die Sonne. Alle, die Jesus hören, sollen „Licht der Welt“ werden. Stadt als Inbegriff menschlichen Zusammenlebens. Aufgabe der Kirche wird nicht sein, Ämter und Behörden zu ersetzen, aber auf Verantwortung und Normen hinzuweisen. „Sinn von Kirche, von Gottesdiensten, von Pfarrern und dem Ganzen kirchlichen Betrieb ist es, das große Geheimnis der Welt, das wir Gott nennen, im Bewusstsein der Menschen lebendig zu halten...“ Aber wie, mit welchen Worten, mit welcher Pastoral?

Gemeindeseminar
4. Oktober 2006, 19.15 Uhr, Propstei, Chemnitz

KIRCHE IN DER WELT VON HEUTE

Mehrere Jahre führte der Magdeburger Bischof Nowak mit seinem Bistum „Das Pastorale Zukunftsgespräch“ unter dem Thema „Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen“.

Viele haben die Gemeinden als Communio erlebt, ein reger Dialog setzte ein und die Gemeinden spürten den Aufbruch als großen Gewinn. Fragen zu stellen, Antworten zu suchen darf kein abgeschlossener Prozess sein.

„Gott feiern und bereit sein für unsere Mitmenschen - darauf kommt es konkret an. Ob sich unsere Kirche dazu bekehren kann?“ (aus einer Predigt Bischof Nowaks)

Vortrag
20. September 2006, 19.15 Uhr, Propstei, Chemnitz

DURCHBRUCH ZUR WAHRHEIT

Seit der Reformation war Europa Schauplatz konfessioneller und weltanschaulicher Auseinandersetzungen. Immer gab es spektakuläre Frontenwechsel. Menschen wechselten ihre Konfession oder das politische Lager. Wenn diese Wechsel auf einer inneren Einsicht, einem Durchbruch zu einer anderen Sichtweise beruhten – manchmal jahrelang errungen, manchmal durch plötzliche Eingebung – handelt es sich um Konversionen.

Viele Konvertiten haben ihre Erlebnisse aufgezeichnet und beeindruckende Schilderungen hinterlassen, die Anlass zur Reflexion sein können. Stets findet man ein ernstes Ringen um die Grundfragen menschlicher Existenz, ihrem Sinn und das richtige Handeln, auf die Konvertiten ihre eigene Antwort gaben.

Vortrag
6. Oktober 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden
Seminar
7. Oktober 2006, 10 Uhr, Kathedralforum Dresden

BISCHOF BENNO IN SACHSEN

Das Jubiläum des Diözesanpatrons St. Benno wird dieses Jahr auf verschiedene Weise begangen. Trotzdem ist von ihm als historischer Person verhältnismäßig wenig bekannt. Dabei verweist sein Leben in besonderer Weise auf die vorreformatorische Geschichte des Bistums Meißen.

In einer Tagesexkursion werden verschiedene Wirkungsstätten des Bischofs und wesentliche Orte der vorreformatorischen Bistumsgeschichte von Meißen besucht.

Die Domschatzkammer St. Petri in Bautzen zeigt aus Anlaß des 900-jährigen Jubiläums eine Sonderausstellung, die sich vor allem dem Heiligensprechungsprozeß und der Benno-Verehrung widmet. Der Ort Göda, welcher in diesem Jahr seine 1000-jährige Ersterwähnung feiert, war nicht nur als Kanzleiort der Bischöfe von Meißen vorgesehen, sondern liegt im Missionsgebiet Bennos. Legenden verorten hier sogar das Grab seiner Mutter. Die Burg Stolpen wurde im 15. Jh. immer mehr zur Residenz der Meißner Bischöfe. Gerade hier läßt

sich vorreformatorische Bistumsgeschichte in ihren Verflechtungen und Unabhängigkeitsbestrebungen von der Landespolitik gut nachvollziehen. Der Dom zu Meißen – wenn auch nicht in der heutigen Gestalt – war die Bischofskirche von Benno. Das hier bis zum Anfang des 16. Jh. vorhandene Hochgrab mit den Gebeinen des Heiligen war seit dem 13. Jh. Wallfahrtsort und Stätte der Verehrung. Die Nähe zur landesherrlichen Burg zeigt aber auch die kirchenpolitischen Verhältnisse im 15./16. Jahrhundert.

Die Exkursion folgt den Spuren des Heiligen durch Sachsen und vermittelt zugleich einen Blick in die sächsische Kirchengeschichte.

Exkursion
23. September 2006, Start: Bautzen, Dresden

JESUS IN SAKRALTHRILLERN

Der Markt der sakralen Rätsel, der Verschwörungen rund um Kirche, Templer und Illuminaten boomt. Zahlreiche Autoren springen auf den sakralen Zug und bieten Variationen zu Dan Browns „Sakrileg-Themen“ an. Dazu gehört auch die von den Autoren zumeist provokativ eingekleidete „Enthüllung“, es habe neben den vier Evangelien des Neuen Testaments noch weitere Evangelien gegeben, die den „wahren“ Jesus beschreiben – Evangelien, die nichts von der Auferstehung Jesu wissen und Jesus als Sohn Gottes nicht kennen. In den aktuellen Sakralthrillern steckt ein unüberbrückbarer Gegensatz: Ein Menschensohn wird vorgestellt, der Bruder der Menschen, aber nicht mehr Sohn des Vätergottes ist. Ausgespart bleibt der messianische, heilbringende Christus, der einen geschichtsmächtigen Gott bezeugt.

Für Dan Brown & Co ist Maria Magdalena die Frau, die den „echten Jesus“ kannte, dessen ursprüngliches Evangelium durch nachträgliche Dogmatisierung und Theologisierung zu einem „System“ kirchlicher Verkündigung verfälscht wurde. Die Sakralthriller profilieren ihre Jesusgestalt so als Widerpart einer grausamen und machtorientierten Institution Kirche.

Die Verpackung, in der die Jesusgestalt der Sakralthriller auftritt, ist originell, der Inhalt aber ein Abklatsch bekannter Deutungsmuster der liberalen Leben-Jesu-Theologie des 19. Jahrhundert. So wie die Leben-Jesu-Bilder dieser Zeit nur Projektionsflächen für Wunschvorstellungen und Ideale ihrer Autoren waren, schaffen auch die heutigen Jesusinterepreten „ihren“ Jesus nach eigenem Bild und Gleichnis.

Vortrag
8. November 2006, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig

DER TRAUM DES GERONTIUS

Scheinbar ohne äußeren Anlaß schrieb John Henry Newman 1865 sein Gedicht *The dream of Gerontius*, dessen zentrales Thema das Sterben des Christen ist. Für die englische Öffentlichkeit gehörte es zunächst zu den eher peripheren Werken des berühmten Theologen. Nachdem Antonin Dvorák 1888 eine Einladung zur Vertonung dieses Textes für das Birmingham Festival abgelehnt hatte, vertonte schließlich Edward Elgar Newmans Gedicht und führte das Oratorium am 3. Oktober 1900 erstmals in Birmingham auf.

Auf dem Kontinent fand das Werk nur eine zögerliche Aufnahme, es gilt aber heute als das bedeutendste englische Oratorium seit Händels *Messiah*. Das Gedicht des wohl berühmtesten englischen Konvertiten wie auch Elgars Musik geben Anlass zu Fragen, die im Blick auf die für den 7. Oktober in der Chemnitzer Kreuzkirche geplante Aufführung des Oratoriums erörtert werden sollen.

Vortrag
27. September 2006, 19.15 Uhr, Propstei Chemnitz
Oratorium
7. Oktober 2006, 19.30 Uhr, Kreuzkirche Chemnitz



Papageno, Semperoper Dresden 2006

ZWISCHEN BIBEL UND SCHWERT

Wo stehen im Spannungsfeld von Toleranz und Gewalt die monotheistischen Religionen? Das Christentum hat seine eigenen geschichtlichen Erfahrungen, sowohl mit erlittener als auch mit im Namen des wahren Glaubens ausgeübter Gewalt. Wurde das Wort Jesu aus dem Gleichnis vom Unkraut und vom Weizen immer ernst genommen? „Lasst beides wachsen bis zur Ernte“ (Mt 13,30), nämlich bis zur eschatologischen Ernte Gottes, dem niemand das Gericht aus der Hand nehmen darf. Ein nüchterner historischer Blick zeigt, wie sich durch das Christentum und im Christentum selbst der Umgang mit Gotteslästerung und Sakrileg gewandelt hat. Er zeigt zugleich, wie dabei immer auch obrigkeitlich-staatliche Interessen eine Rolle spielten. Die historische Vergewisserung dient einem unmittelbar praktischen Zweck: Das Ringen um Gott und der Streit um den Glauben kann, um des Friedens in der Welt willen, nicht mehr mit Gewalt ausgetragen werden. Im clash of civilizations könnte es allzu rasch zu einem explosiven Gemisch kommen. Um dem zu wehren, reichen gute Absichten allein nicht aus. Deshalb tut Sachaufklärung Not, die historisch fundiert ist und dabei auch Vorurteile über die eigene Geschichte ausräumt.

Vortrag
4. Dezember 2006, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden
6. Dezember 2006, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig

Vom Zauber der Zauberflöte

Vorträge und Familienwochenende zu Mozart

■ Unter Mozarts Opern ist die Zauberflöte bis heute die populärste und stellt gegenüber unterschiedlichen ästhetischen oder auch politisch-ideologischen Deutungen nach wie vor eine schier unverwüsthliche Lebenskraft unter Beweis. Trotzdem ist die Kritik an diesem Werk auch in neuerer Zeit nicht verstummt: Während der - vermeintliche oder wirkliche - Bezug zur Freimaurerei immer wieder Diskussionen provoziert, blieb die Geschichte der Einweihung von Tamino und Pamina zum Beispiel für einen Agnostiker wie Wolfgang Hildesheimer nur schwer erträglich. Andere Autoren haben die Oper gar als „Machwerk“ bezeichnet; aber vielleicht gilt sie gerade deshalb für manche Exzesse des modernen Regietheaters als ein besonders lohnendes Objekt. Dagegen hat der Ägyptologe Jan Assmann neuerdings auf Tiefenschichten kultureller Erinnerung hingewiesen, die sich in Libretto und Musik finden lassen. Die 250. Wiederkehr von Mozarts Geburtstag bietet einen willkommenen Anlass, um das Verhältnis von Libretto und Musik der Zauberflöte zu zentralen weltanschaulichen und religiösen Fragen zu erörtern.

Vorträge
2., 16. und 23. November 2006, 20 Uhr
Kathedralforum Dresden

■ Das Wochenende für Familien in Schmochtitz widmet sich in diesem Herbst ganz Mozart und seiner Zeit. Nach einer geisteswissenschaftlichen Einführung in die Thematik werden verschiedene Annäherungsversuche gewagt. Dies geschieht über Texte, Musik und Kostüme der Zeit Mozarts.

Für Kinder bis zum Alter von 8 Jahren wird eine Kindbetreuung angeboten. So werden sie den Papageno in dem Kostüm der Aufführung in der Semperoper wiederersehen lassen und gemeinsam Mozart für Kinder hören.

Die Veranstaltung findet in Kooperation mit der Dresdner Semperoper statt. Regieassistentinnen und Dramaturgen bereiten den Inhalt vor, ein gemeinsamer Besuch der Aufführung der Zauberflöte für Familien zu einem späteren Zeitpunkt wird geplant.

Hinein in die Zauberflöte – musikwissenschaftliche, inszenatorische und spielerische Annäherungen, gestaltet für Erwachsene und für Kinder in Zusammenarbeit mit der Semperoper:

10.-12. November 2006, *Familienwochenende* im Bischof-Benno-Haus Schmochtitz
Mein Mozart!
Information anfordern! Anmeldung notwendig!

War denn bisher alles falsch?

Pastorale Neuansätze in der Diaspora

„War denn bisher alles falsch oder schlecht?“, lautet eine der häufigsten Reaktionen in den christlichen Gemeinden, wenn man versucht, neue Ideen oder noch nie beschrittene Wege für Seelsorge oder Gemeindeleben vorzuschlagen. Die einzig richtige Antwort auf diese Frage lautet: „Nein, selbstverständlich war das Bisherige nicht falsch oder gar schlecht!“ Unsere Gemeinden und Bistümer wären ohne das, was geschehen ist, sicher nicht so bunt und geistlich lebendig, wie sie sind. Das Bisherige war gut, aber – und das ist die entscheidende Frage – trägt uns das bisher Bewährte auch noch gut und sicher in die Zukunft? Hier sind Zweifel angebracht, denn wir stehen besonders im Osten Deutschlands vor Aufgaben, die es so noch nie gegeben hat. Wir leben in einer Region, in der sich die übergroße Mehrheit nicht zu einem Glauben bekennt und vermutlich auch wirklich nicht glaubt: nicht an den christlichen Gott, nicht an ein anderes Sinndeutungsangebot, nicht einmal an „irgendwas, was hinter allem ist“. Damit stellt Ostdeutschland für die christliche Botschaft ein weithin unbearbeitetes Feld dar. Wir können nicht einmal sicher sagen, ob die Menschen um uns „religiös unmusikalisch“ sind, wie Prof. Tiefensee aus Erfurt nicht müde wird zu betonen, ob sie „keine Erfahrung der religiösen Unruhe zu machen scheinen“, wie das II. Vaticanum vorsichtig formuliert oder ob unsere Region „vor Religiosität dampft“, wie immer häufiger zu hören ist.

Im Blick auf unsere Gegenwart und Zukunft entdecken wir also eine große und in ihrer Art in der Geschichte völlig neue Aufgabe: die Verkündigung der christlichen Botschaft in einem ehemals glaubenden, heute aber mehrheitlich religiös indifferenten Land. Für die Bewältigung, ja selbst für eine anfängliche Bearbeitung dieser Aufgabe können wir nicht einfach auf Bewährtes zurückgreifen. Neue Situationen und Gegebenheiten brauchen auch immer neue Ideen, Ansätze und Formen, die christliche Botschaft auszudrücken.

Um diesem Anspruch gerecht zu werden, finden seit geraumer Zeit deutschlandweit, besonders aber in Ostdeutsch-

land, Versuche statt, sich zeit- und situationgerecht auf zukünftige Anforderungen einzustellen. Dazu gehören das synodal organisierte „Pastorale Zukunftsgespräch“ im Bistum Magdeburg, das sehr stark missionarisch ausgerichtete Erfurter Projekt „Das Evangelium auf den Leuchter stellen“ und das eher lebenswelt- und sozialraumbezogene Gemeindeprojekt „Gemeinden im Aufbruch“ im Bistum Dresden-Meißen. Die vom 20.-23. Oktober 2006 in Schmochtitz bei Bautzen stattfindende Messe „Die Pastorale“ will diese und viele andere Ideen und Versuche, in einer Vielzahl von Workshops zusammenführen und in Gesprächen und Diskussionen voranbringen, um neue, zukunfteröffnende seelsorgerische Wege aufzuzeigen und bereits Erprobtes zu multiplizieren. Dabei geht es nicht darum, Neues um der Neuheit willen zu favorisieren, sondern darum, den Glauben in einer sich rasch verändernder Zeit neu auszusprechen und so für seinen Fortbestand „in der Welt von heute“ Sorge zu tragen.

Eine der ersten Früchte dieses Bemühens ist die wachsende Erkenntnis, dass diese Suche nach neuen Wegen der Glaubensverkündigung und zeitgemäßer Glaubensgestaltung nur in ökumenischer Gemeinschaft erfolgreich sein wird. Angesichts der großen Mehrheit religiös desinteressiert erscheinender Menschen treten die lehramtlichen Streitpunkte in den Hintergrund, die Verschiedenheit der Konfessionen und Mentalitäten wird ein Reichtum, mit dem es zu wuchern gilt, weil durch ihn Menschen in ihrer Verschiedenheit leichter ansprechbar sind.

Pfr. Gregor Giele, Schmiedeberg

Pastorale

Messe für Pastoral in der Diaspora

Freitag, 20. Oktober 2006

20 Uhr, Vortrag und Diskussion
Ökumene der dritten Art
Prof. Dr. Eberhard Tiefensee, Erfurt

Samstag, 21. Oktober 2006

10.30 Uhr, Vortrag und Diskussion
Mit Christen und Nichtchristen das Leben feiern
Gottesdienstliche Feiern im Vorfeld der Sakramente
Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, Erfurt

15 Uhr, Vortrag und Diskussion
Berufen und begabt.

Zum Dienst der Laien in der Kirche.
Prof. Dr. Paul Zulehner, Wien

20 Uhr Kabarett

Und vergib uns unseren Kult
Die Dekana(h)tslosen, Dresden

Sonntag, 22. Oktober 2006

10 Uhr

Heilige Messe mit Bischof Joachim Reinelt
musikalische Gestaltung: Groove Banditen,
Dresden-Meißner Bistums-Kinderchor

14 Uhr Kinder-Uni

Wo der liebe Gott wohnt
Prof. Dr. Michael Gabel, Erfurt

15 Uhr Vortrag und Diskussion

Die neue Offenheit für Religion in der säkularen Gesellschaft am Beispiel Schwedens
P. Dr. Ulf Jonsson SJ, Uppsala, Schweden

20.00 Uhr Gregorianik-Soundprojekt

Montag, 23. Oktober 2006

10.30 Uhr Vortrag und Diskussion

Religiöse Sprache und kirchliche Sprachlosigkeit
Diagnosen zur Zeit

P. PD Dr. Ulrich Engel OP, Berlin

15 Uhr Vortrag und Diskussion

Postmoderne Religiosität
Herausforderungen für Pastoral und Theologie
Prof. Dr. Maria Widl, Erfurt

20 Uhr Schmochtitzer Bühne

Zwischen den Vorträgen finden Workshops statt.
Ausführliches Programm anfordern!



Familie ist die eigentliche Heimat

Interview mit dem Filmregisseur Edgar Reitz

Sie sind im Hunsrück geboren, Ihr Vater war Uhrmacher. Im Film Heimat I gibt es eine Szene, wo die Hände eines Uhrmachers zu sehen sind – eine biographische Reminiszenz?

Das Uhrmachergeschäft hatte keine Zukunft. Wenn ich mich an mein Alter von etwa 16-17 Jahren erinnere, stand jeden zweiten Tag der Gerichtsvollzieher vor der Tür. Die großen Warenversandhäuser machten die kleineren Geschäfte auf dem Land kaputt. Ich sollte auch das Uhrmacherhandwerk erlernen. Das tat ich auch, aber nie mit der Perspektive, diesen Beruf tatsächlich auszuüben. Mein Weg zum Film ist ungewöhnlich, weil in einer Handwerker- und Bauernfamilie dieser Weg nicht vorgezeichnet ist. In unserer Nachbarschaft gab es ein Kino. Da die meisten Filme für Jugendliche nicht erlaubt waren, ich aber unendlich neugierig war, habe ich mich mit dem Filmvorführer angefreundet und saß immer im Vorführraum. So sah ich durch das Projektionsloch alle Filme.

Hat Ihre Schulzeit in der Kleinstadt Simmern Ihr Bild von Kleinstadt beeinflusst?

Wenn man aus einer Kleinstadt kommt, weiß man Bescheid. Will man einen Film machen, muss man von Dingen sprechen, die man auch kennt. Es geht also nicht zuerst um Dinge, die ich mir intellektuell erwerbe, sondern um das Fingerspitzengefühl, um das Authentische: wie jemand spricht, wie er guckt, lacht usw. Das muss man in sich haben, sonst kann man es nicht glaubwürdig erzählen.

Sie haben zunächst Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte studiert. Wie sind Sie zum Film gekommen?

Durchs Filmeschauen. Wir sind immer nur ins Kino gegangen, manchmal zehnmal die Woche. Am Anfang stand wirklich eine Leidenschaft. Als ich nach München kam, wollte ich Film studieren, wusste aber nicht wie. Im Westen gab es, anders als im Osten mit Babelsberg, bis in die 60er Jahre hinein keine Filmschule. Die Leute, die ich kennen lernte, sind zum Studium ins Ausland gegangen. Ich habe dann Theaterwissenschaft studiert. Dort gab es einen bereits achtzigjährigen Professor, Arthur Kutscher, eine legendäre Figur in der Theaterwissenschaft, der sich mit Film beschäftigte. Irgendwie wurde ich sein Lieblingsschüler. Kutscher hatte eine berühmte Schülerin, Lotte Eisner, die mittlerweile in Paris lebte und das Buch „Die magische Leinwand“ geschrieben hatte. Zu ihr schickte er mich. Sie empfahl mir: „Hören Sie auf zu studieren und versuchen Sie, irgendwo unterzukommen.“

Sie haben ein Institut für Filmgestaltung in Ulm gegründet und am „Oberhausener Manifest“ mitgewirkt.

Das war in den 60er Jahren. Da ist man im Hunsrück geboren, zieht in eine Stadt wie München und entdeckt überall junge Leute, die sich für Film interessieren. So war man sehr schnell in einem Kreis von Menschen, die zu einem neuen Aufbruch drängten. Der deutsche Film war ja in den 30er Jahren, in der Hitler-Zeit, ungeheuer produktiv gewesen. Die Staatsfilm-Produktion mit Goebbels als Chef hatte riesige Erfolge und viele Stars produziert. Es gab tausende von Studiomitarbeitern, Fachleute verschiedener technischer und künstlerischer Bereiche. Sie waren in der Nazizeit aufgewachsen, hatten beim Film angefangen und waren am Kriegsende etwa 45 Jahre alt. Das Leben hatte für sie durch Diktatur und Krieg noch gar nicht richtig begonnen. Deshalb wollten sie erst einmal selbst Filme machen. Aus diesem Grund war die Branche völlig nachwuchsfeindlich. Wir Jüngeren haben die Älteren attackiert, ihnen abgesprochen, dazugelernt zu haben, und immer wieder gesagt: Etwas von Goebbels ist noch in Euch. Aus all dem hat sich eine Gruppe gebildet, die dann auf dem Kurzfilmfestival in Oberhausen ein großes Manifest veröffentlichte, das durch alle Zeitungen ging und bis heute ein filmhistorisches Ereignis ist: das „Oberhausener Manifest“ - Papas Kino ist tot und wir erheben den Anspruch, den neuen deutschen Film zu machen. Das war 1963, das Jahr, in dem Kennedy ermordet wurde und unglaublich viele Selbstfindungsbedürfnisse in der Jugend brodelten. Das ist nicht nur meine Geburtsstunde als Filmemacher, sondern die einer ganzen Generation.

„Heimat“ ist als filmischer Roman gedacht. Was heißt das?

Ich habe meine Vorbilder nicht im Film gefunden, sondern in der Literatur. Nehmen Sie die „Buddenbrooks“ und „Krieg und Frieden“ oder Dostojewski, Balzac, Proust, all diese sozusagen unendlichen Romane. Ich habe mich immer gefragt: Wie macht man es, wenn man so viel zu erzählen hat, dass einem die Leute im Kino nicht weglaufen? Den Weg fand ich, als mein Vater starb. Auf dem Lande ist es Tradition, dass bei Beerdigungen alle kommen. Auch wenn es Familienfehen gab, überbrückt man sie angesichts des Todes. Es darf keiner fehlen. Beim Zusammenkommen wird sofort geschaut, ob alle da sind. Das war für mich der Schlüssel für die filmische Erzählung. Man benötigt viele Personen. Es muss das Gefühl erzeugen, dass beim Fehlen einer Person sofort gefragt wird: „Wo ist denn der?“ Darüber hinaus muss man aber auch eine gewisse Sympathie erzeugen. Bei „Heimat“ treten über 300 Personen auf.

Da ist wie in einer Wundertüte für jeden etwas darin. Jeder Zuschauer findet seinen Liebling. Es entsteht ein Familiengefühl. Der Zuschauer sagt sich: „Der und jener ist mir zwar egal, aber ich bleibe sitzen, bis meine Lieblingsperson wiederkommt.“ Das entspricht dem Gefühl auf einer Beerdigung, das familiäre Gefühl, keiner darf fehlen. Daraus ist eine Dramaturgie entstanden, die einfach ist, aber funktioniert und den Zuschauer fesselt.

In „Heimat III“ gibt es kritische Äußerungen z.B. zur Familie, auch zu Religion und Kirche. Was ist für Sie eigentlich Heimat, was sind die positiven Residuen?

Wenn man 25 Jahre an solch einem Film arbeitet, wandelt sich der Begriff. In den 60er Jahren, als wir anfangen, war Familie ein sehr kritischer und negativ besetzter Begriff. Psychoanalytisch galt Familie als Hort der Neurosen, politisch als konservativer Hemmschuh. Als ich begann, „Heimat“ zu machen, ließ ich diese Vorstellungen der Studentenjahren irgendwann hinter mir. Plötzlich war es eine Wohltat zu sagen: „Ich habe keine Wahl. Wer mein Vater und meine Mutter ist, oder mein Bruder und meine Schwester kann ich nicht wählen. Ob ich sie leiden kann oder nicht, liegt nicht in meiner freien Entscheidung.“ Damit sind alle Konflikte offen. Man muss sich ihnen stellen. Freundschaften kann man kündigen. Bei einem Bruder ist dies nicht möglich. Die Familie ist keine heile Welt. Aber sie ist gerade so immer das Urbild, das Spiegelbild der menschlichen Konflikte und aller Dinge, die es darin gibt. Und die Unausweichlichkeit, dass die menschliche Freiheit an dieser Stelle eine Grenze hat, eine Grenze, die von der Natur gesetzt ist, ist eine unglaubliche Herausforderung.

„Heimat III“ zeigt, dass das Wohnen im Unterwegssein nicht gelingt. Ist Heimat eine Vision, bleibt sie eine Utopie?

Wer vom Weggehen spricht, muss auch irgendwann vom Heimkehren sprechen. Der amerikanischen Physiologe G. Walter hat den Begriff „biologische Skepsis“ geprägt: Bei allen Entwicklungsstufen, die wir erreichen, bleibt die vorhergehende Stufe als Sicherheitsverhalten in uns zurück. So ist es auch mit der Heimkehr. Wenn man im Leben etwas erreicht hat, geht man doch eines Tages dahin zurück, woher man kommt. Vielleicht möchte man sich vergewissern, ob alles noch so ist und der Grund des Weggehens



Edgar Reitz in Dresden

Kein Hier und Jetzt ohne Vorgeschichte

Dresdner Erinnerungen von Jürgen Engert, Berlin

weiter besteht. Nestflüchter erwarten, dass sich in der Heimat nichts verändert. Veränderungen werden negativ bewertet. Da sind die „Weggeher“ konservativer als die Dagebliebenen. Diese Spannung zu erzählen war mir in Heimat III wichtig. Der letzte Teil des Werks heißt „Abschied von Schabbach“ und beschreibt Auflösungserscheinungen im familiären, sozialen und ökonomischen Bereich. Aber das Gefühl, zurückzukehren und zurückkehren zu müssen, bleibt elementar und macht auch die Dreiteilung von „Heimat“ erforderlich.

Welche Rolle spielen Zeit und Zeitlichkeit für „Heimat“?

Die künstlerische Beschreibung von Zeit hat es vor Erfindung des Films in dem Maße nicht geben können. Das ist das Faszinierende an einer Filmkamera: Sie speichert Zeit. Aus diesem Grund kann man so aus dem Zeitkontinuum Stücke herausreißen und auf eine Weise aufbewahren, wie es vorher nicht möglich war. Seit es Menschen gibt, sind sie künstlerisch tätig. Mit künstlerischen Mitteln haben die Menschen das, was sie in der Realität nicht beherrschen konnten, in eine ästhetische Ebene übersetzt und sich zu eigen gemacht. Und das gelingt uns mit der Zeit. Die Zeit beherrschen wir am allerwenigsten. Niemand von uns kann sie rückgängig machen. In jeder Sekunde vergeht unsere Lebenszeit. In jedem Moment des Lebens liegt ein Abschiednehmen vom vorausgegangenen Moment. Dieses schicksalhafte Verwobensein mit der Zeit ist ein Menschenschicksal. Alles handelt davon, Religion ebenso wie Kulturgeschichte: Wir leben in einem Zeitstrom, aus dem wir nicht herauskommen, es sei denn durch den Tod. Der Film nun ist ein künstlerisches Mittel, die Zeit zum ersten Mal zu beschwören. Wir können in vergangene Zeit nicht tatsächlich zurückkehren, jedoch können wir Zeitläufe neu ordnen, in ein ästhetisches Gebilde bringen und dies anschauen. Hier können wir immer wieder zurückkehren, wir sind plötzlich Herren der Zeit. Das ist das königliche Gefühl des Filmemachers. Ich habe ein Geschenk zu vergeben, das mit nichts aufzuwiegen ist: Ich kann meinem Publikum seine Zeit, seine Lebenszeit zurückgeben in dieser spezifischen ästhetischen Form, einem Gebilde, das greifbare gestaltete Form von Zeit darstellt.

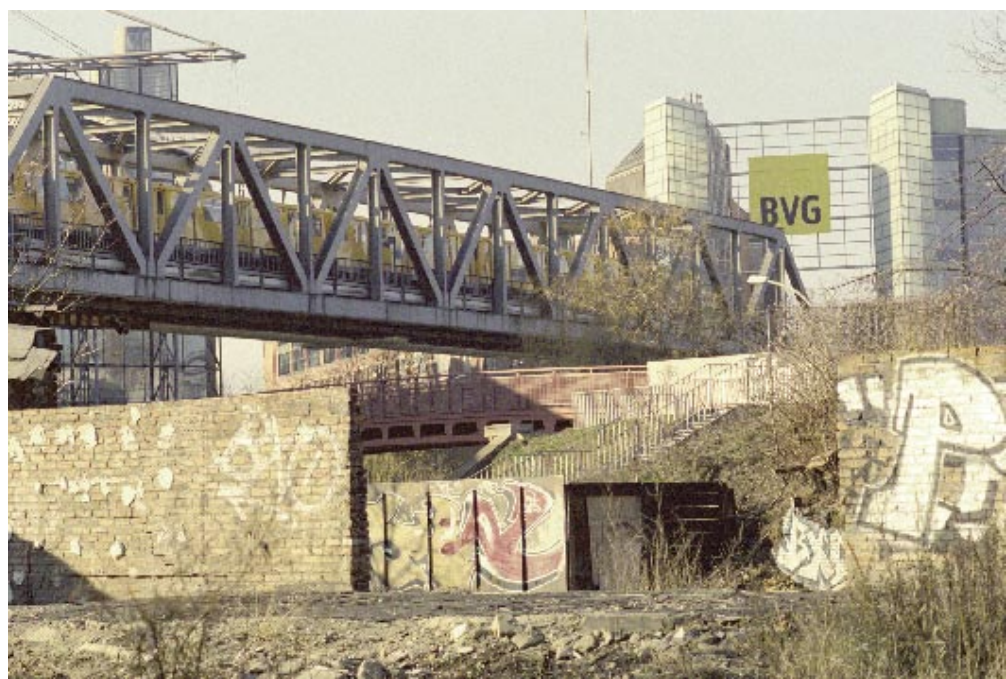
Das Interview führten Dr. Karen Joisten und Dr. Joachim Klose

■ In meinem Zimmer in der Moritzburger Straße in Dresden-Pieschen hing in einem massiven goldenen Rahmen ein sehr bekanntes Bild: eine Kopie der Sixtinischen Madonna. Vor dem Bild stand ein Tisch, und an dem Tisch machte der kleine Junge jeden Tag seine Hausaufgaben. Das Rechnen fiel ihm schwer, deshalb bekam er zusätzliche Aufgaben von einem Nachhilfelehrer. Sie steigerten die Qual des kleinen Jungen. Jeden Tag saß er vor der Sixtinischen Madonna, jedes Detail prägte sich ihm ein, denn das Bild war eine Korrespondenz zu seinem Empfinden. Unter wirren Haaren der ängstliche Blick des Jungen im Bild - so schaut einer, für den das Rechnen auch schrecklich ist. Und das weiß die Mutter, die ihr Kind schützend auf dem Arm hält. Deshalb ist der ängstliche Blick des Jungen mit Trotz durchmischt. Der Trotz ist auch noch auf dem Schnutenmund abzulesen. Solch einem Kind konnte der gefürchtete Oberlehrer Holsch nichts anhaben. Die übrigen Figuren auf dem Bild ließen ihn kalt. Die beiden Engel zu Füßen der Madonna, gelassen abwartend, der Junge kannte diese Haltung von Klassenkameraden, die besser rechnen konnten, sympathisch waren die ihm nicht. Die heilige Barbara zur Linken der Madonna, die war zu glatt in ihrer Schönheit. Der alte Mann zur Rechten hatte so recht ein Opagesicht und war der Fingerzeig aus dem Bild heraus, auf den Weg deutend, für Mutter und Kind ungewiss, ob es gut gehen würde, hin zur Tafel, auf die Oberlehrer Holsch unbedeutende Zahlen schrieb. Nein, dieser Opa war auch keine Figur zum Festhalten für den kleinen Jungen. Die tägliche intensive Betrachtung der Sixtinischen Madonna war dem täglichen Rechnen gar nicht förderlich. Trotzdem, von diesem Bild lernte der kleine Junge sehen. Und das bedeutete wahrnehmen.

Wäre mit der Sixtinischen Madonna in der Moritzburger Straße geschehen, was mit so

vielen anderen Bildern geschieht, wenn sie plötzlich abgehängt werden und verschwinden, für den Jungen wäre dieses Abhängen ein unersetzlicher Verlust gewesen. Dieses Bild war für ihn wesentlich. Selbstverständlich hatte er keine Ahnung von der Technik Raffaels, Komposition war für ihn ein Fremdwort, selbst dass Raffael ein italienischer Maler war, wie der Vater sagte, war für ihn unerheblich. Nein, der kleine Junge machte sich sein Bild von dem Bild. Für den kleinen Jungen war die Sixtinische Madonna ein Sinnbild. So eine Mutter hätte er auch gern gehabt. Das Sinnbild als Wunschbild. Die Sixtinische Madonna war der Stoff, den der kleine Junge mit seiner Geschichte verband. Tröstlich, nicht zu ersetzen die Madonna, weil so phantastisch.

Am 17. April 1945, beim letzten, heute fast vergessenen Luftangriff auf Dresden, wurde das alte Haus in der Moritzburger Straße völlig zerstört. Total ausgebombt, und ich dazu verschüttet. Damit kam ich in der Rangordnung gleich nach den Toten. Denn auch Katastrophen haben ihre Hierarchie. Nach dem 17. April hatte ich eine Spitzenposition inne: Armer Junge! Ich wurde bedauert, bestaunt, der Verschüttete, der Gerettete, aus einem lichterloh brennenden Sandsteinhaufen. Das war nicht unangenehm. Mit dem Haus war die Sixtinische Madonna untergegangen. Das Bild im Gedächtnis war aber jederzeit abrufbar. Ich brauchte es nicht mehr. Denn die Schule war geschlossen, Rechnen fand nicht mehr statt. Mit dem 17. April kam das Ende der Kindheit. Was hatte ich durch die Zerstörung verloren? Nichts! Denn einer, der in einem Kunstwerk zu Hause gewesen war, von dem man ihm immer wieder gesagt hatte, dieses Dresden sei eine der schönsten Städte in der ganzen Welt, in diesem Dresden, in dem er immer ein merkwürdiges Empfinden der Einengung und Einschließung gehabt hatte, in diesem



nun ruinierten Dresden hatte er etwas gewonnen: Freiheit auf einem unbegrenzten Abenteuerspielplatz.

Dresden das Museum - ich nahm es in Besitz, weil es kaputt war. Ich musste nicht mehr vor Ausstellungsstücken stehen. Die neuen Formen machten die Stadt für mich nah, sie machten die Stadt für mich zum ersten Mal heil. Dresden und ich, wir waren aus der Zeit gefallen. Die Uhr der ausgebrannten Kirche zeigte immer auf 10 Uhr 11. Keine Gebote mehr, kein „Tu dies, lass das“, keine Verbote, und wenn, dann ohne Verbindlichkeit und nach Gutdünken. Wir rauchten auf der Straße und kein Erwachsener nahm Anstoß. Die bislang so strikt verfasste Stadt, auseinander gefallen, anarchisch war sie geworden. Fast täglich war ich unterwegs in einer Landschaft, die aus Trümmern gebildet war mit einer Architektur von Ruinen. Ich unterschied: Es gab die hässlichen Ruinen, die standen nur so herum. Es gab die komischen Ruinen, die zeigten an ihren Fassaden Wohnzimmer und Küchen mit Schränken, Tischen und Stühlen. Und es gab schöne Ruinen. Wenn ein schönes Haus zu einer Ruine wird, können seine Überreste an Form und Stil erinnern, in denen das Haus erbaut wurde. Diese Ruinen gefielen dem Jungen, ohne dass er eine Erklärung dafür hatte. Mit dem Kitzel, bei jedem Schritt und Tritt eine Steinlawine auszulösen, ging er an die schönen Ruinen heran und ging in sie hinein. Ein Junge, der von der Sixtinische Madonna vom Gucker zum Wahrnehmer geworden war. Nicht nur mit dem Zwinger, dem Schloß, der Hofkirche, dem Japanischen Palais wurde er intim. Nein, der Radius war viel weiter gezogen für den Begleiter von Max Knauthe, dem Altwarenhändler mit seinem Karren, um einzusammeln herrenloses Gut, wie Herr Knauthe sagte. Max Knauthe, der Altwarenhändler, war aber nicht nur ein Organisierer, der sich von all denen, die auch organisierten, irgendwie dadurch unterschied, dass er es professionell tat, mit mir als Lehrling. Max Knauthe war ein Erklärer. „Eine Plastik darfst du nicht nur von vorn ansehen, um die musst du herum gehen, sonst hätte sich der Bildhauer die Rückseite mit dem Arsch ja gleich sparen können. Fass' sie an, Schönes kannst du fühlen, auch wenn es nicht mehr ganz ist, so wie beim kaputten Dresden.“ Dresden, die Stadt voll von Fragmenten. Seitdem hat das Fragmentarische, das nicht Ganze, die Form in der Deformation eine Anziehungskraft sondergleichen für mich.

Das alte Dresden war ein Mythos, stets beteuert und bekräftigt durch die, die durch die Jahrhunderte hinweg in dieses Kunstwerk kamen, das gleichsam wie ein Gedichtband war. Und aus diesem Gedicht lasen sie her-

aus, was nicht im Text stand. Manches wurde hinzugefügt, und es entstanden die aus vielen individuellen Quellen entsprungenen Erzählungen. Dresden - dieser Mythos war den Bewohnern in Fleisch und Blut übergegangen. Sie bewohnten dieses Kunstwerk, und dieses Kunstwerk war Vergangenheit, es war Gegenwart, und ganz gewiss Zukunft würde es sein, selbstverständlich, ewig wahr. Der Mythos als Schutzschild. In dieses mythische Dresden tauchte ich nie ein, dafür war ich zu jung. Die ruinierte Stadt war ein magischer Ort, nicht abgestorben, nicht tot, phantastisch zu beleben. Gleich nach 1945 hatte der Vater des Jungen Zeitschriften aus der britischen, amerikanischen und französischen Zone abonniert. Amtlich war dies erlaubt, und sie kamen per Post nach Dresden. Der Vater wollte Fenster öffnen und Zugluft schaffen. Die Zeitschriften waren Fenster für den Weg nach draußen und halfen mit, das „Still-Leben“ der vergangenen 12 Jahre zu verdrängen. Zwei Zeitschriften waren für mich ganz besonders bedeutsam: „Das Kunstwerk“ aus Baden-Baden und „Athena“ vom Minerva-Verlag im westlichen Berlin. Erste Hinweise auf Autoren, auf Thornton Wilder, Jean Girardoux, Albrecht Hanshofer, Karl Jaspers, Julien Green, Begegnungen mit Illustrationen von Paul Klee, Ernst Barlach, Werner Held, vor allem auch Matisse. Bilder, die wie phantastische Schiffe waren, die Klänge erzeugten, gemalte Musikformen, vom Inhalt nicht zu trennen, magische Bilder. Sie präparierten für die erste Begegnung mit der Tektonik Hermann Glöckners in der Kunsthandlung Kühl. Jeden Monat trafen sich Kunstkenner in einer Villa in Blasewitz, die Hausherrin lud in ihren Salon. Ein Pianist spielte, Schauspieler lasen Gedichte. Die Gespräche waren kulturgesättigt. Man war gebildet in Literatur, Malerei, natürlich Musik. Dresden unter'm Hakenkreuz war kein Thema, und was kein Thema ist, kann auch kein Problem sein. Es waren steifleinerne Veranstaltungen. Meine Begeisterung für Picasso und Glöckner wurde mir nachgesehen. Ich war unter den Gästen ja als weitaus Jüngster nur geduldet, weil verwandt mit der Hausherrin. Traditioneller Dresdner Konservatismus hatte sich in Blasewitz wie andernorts in der Stadt versammelt. Eine alte Elite merkte auf Schritt und Tritt, dass das neue Regime ihr den Garau machen wollte. Es blieb nur der hilflose Versuch, sich in Überlieferungen einzupuppen, Flucht ins Privatissimum - ein Bürgertum im Untergang.



Nicht der „Salon“ in Blasewitz war meine Gegenwelt zu den unausweichlichen Uniformierungen. Meine Gegenwelt, wurzelnd in ein paar Zeitschriften, wurde Westberlin. Dort ging ich ins Kino, ins Theater. In Ausstellungen sah ich Bilder im Original, die ich nur als Reproduktion kannte.

Eines Tages saß ich in Dresden im Zug, die Stadt zu verlassen für immer, ohne Aussicht auf Wiederkehr, der Letzte einer Familie, die über Jahrhunderte in dieser Stadt ansässig gewesen war. Saß da ein Trauriger im Abteil? Nein, da saß einer, der in Dresden zwischen Baum und Borke gelebt hatte und dem das alte Dresden, das vergangene, das jetzt zerstörte, zu leben aufgehört hatte.

Manchmal werde ich im In- und Ausland gefragt, woher ich stamme, und meine Antwort ist Dresden. Dann werde ich in der Regel gefragt: „Und den Angriff, den haben Sie miterlebt?“ Der Schock der Zerstörung ist in das kollektive Gedächtnis eingebrannt. Dresden - ein internationales Stichwort, Auslösung von Sensation. Es gibt andere Städte, die auch zerstört wurden. Manche im Verhältnis zu ihrer Größe sogar mehr als Dresden. Trotzdem ist Pforzheim z.B. kein Symbol geworden. Kein Ort mit dessen Schicksal Bücher gefüllt sind. Weil Pforzheim kein Kunstwerk war. Grotesk, aber es gibt sie, die Rangfolge der Katastrophen. Warum kamen und kommen Menschen aus allen Himmelsrichtungen in dieses Dresden? Weil Dresden mit seinem Körper und in seinem Körper Geschichtlichkeit ausstellt, eingefasst von einer reizvollen Landschaft. Und was ist Geschichtlichkeit? Geschichtlichkeit ist Herkunft. Und Geschichtlichkeit sucht der Mensch, weil er sie zum Zweck seiner Selbstvergewisserung benötigt. Das Erinnern als Kontra des Menschen zu seiner Endlichkeit, Vergangenheit als ein Lebenselixier. Ihr Kennen macht die Zukunft als große Unbekannte erträglich. In dem Bemühen wiederherzustellen, was gewesen ist, drückt sich mehr aus als bloße Nostalgie. Nicht nur Trauer um Verlorenes soll gestillt werden. Dokumentiert wird darüber hinaus, dass es ein voraussetzungsloses Hier und Jetzt nicht gibt.

Der Autor ist Journalist und war Gründungsdirektor des ARD-Hauptstadtstudios

Kassenhit und Katechese?

Jesus Christ Superstar in der Dresdner Operette

Seit der Premiere von *Jesus Christ Superstar* am Karfreitag dieses Jahres befindet sich – gut 35 Jahre nach der Uraufführung – auch Sachsens Metropole im Musical-Fieber. Nach Aufführungen zuletzt in Augsburg, Bad Hersfeld, Cottbus, Erfurt, Halle, Hildesheim, Kaiserslautern und Wien steht die Rock-Oper nun auf der Dresdner Bühne und alle Vorstellungen sind längst ausverkauft.

Manche schwärmen schon von der bibelkatechetischen Chance, die sich mit *Superstar* (Komposition: Andrew Lloyd Webber) für die Kirchen ergeben könnte. Doch hier ist nüchternes Urteil gefragt. So wenig wie alles, was



Jesus Christ Superstar in der Staatsoperette Dresden, 2006

grauhaarig und abgehangen daherkommt, wirklich gute Tradition ist, so wenig ist alles, was poppig und peppig daherkommt, angemessen zeitgenössische Lesart.

Gehalt von Superstar

Gerade in Bezug auf die Bibemusicals muss man die Spreu vom Weizen trennen. Das Textbuch von *Superstar* (Autor: Tim Rice) etwa zeigt einen harmlosen, leicht überdrehten Jesus, der eigentlich niemanden stört. Im Falle von *Jesus Christ Superstar* bleibt – was das Textbuch anbelangt – wenig übrig von der Botschaft Jesu, die ja mindestens mit Umkehraufforderung, Reich Gottes Botschaft und Einladung zur Nachfolge profiliert sein sollte. Stattdessen spricht hier einer abschätzig (*shallow thick and slow* = geistig flach, fett und lahmschig) über seine Jünger (vom Libretto unterschiedslos als „Apostel“ bezeichnet), singt im Hosanna auf seine eigene Person lauthals mit und schickt die Kranken fort, denen er nachruft, sie mögen sich gefälligst selber heilen (*heal yourselves*; in der deutschen Übersetzung Anja Hauptmanns wortgetreu übersetzt). In sein Sterben gebt er sich aus purem Fata-

lismus, in den das Stück zu allem Überfluss auch noch gipfelt: „Everything is fixed and you can't change it!“

Fazit ist: Statt hier zu straffen oder - wie die Religionspädagogik sagt - zu „elementarisieren“, wird in *Superstar* gelöscht.

Kommerzielle Bibemusicals verstehen

Man kann Werke, die dem professionellen und kommerziellen Sektor entstammen, als Theologe nicht um jeden Preis taufen wollen, auch wenn sie religiöse Themen behandeln. Man muss sie als das begreifen, was sie per se sind: passgenaue Produkte, die zwei Kriterien erfüllen: Entertainment (Kulinarik) und Rentabilität. Die Stücke müssen marktauglich und das heißt massentauglich sein. Große inhaltliche Wagnisse, Forderungen, die verprellen könnten, verbieten sich da von selbst. Bibemusicals sind in erster Linie Musicals, nicht gesungene Dogmatik.

Die Probleme, die der Theologe mit einem Werk wie *Superstar* bekommen kann, sind ein Gutteil genrebedingt. Ich möchte dies den hermeneutischen Bruch zwischen Evangelium und Entertainment

nennen. Die biblischen Texte sind Glaubenszeugnis, nicht vordergründig Aktionsberichte, sie zeugen von theologischer Reflexion und sind oft auch da, wo sie scheinbar Vorgänge nur schildern, tiefgründig. Die Bühne braucht demgegenüber Handlung. Biblische Vorlagen werden von den Musicalmachern auf Plot abgesucht, der nun - aus dem Zusammenhang gerissen - zur Hauptsache wird. Das Ergebnis bleibt notgedrungen oberflächlich. Musicals brauchen Handlung, nicht Diskurse.

Biblische Botschaft aber ist im Text der Heiligen Schrift oft verborgen, ist der Handlung ein- und „untergewoben“; sie „entdeckt“ sich, dem der sucht. Sie ist also zwischen den Zeilen zu „erlesen“. Vom biblischen Zeugnis aber erzählt das Musical Phänotypisches, nicht Gehalt.

Beispiel Joseph-Musical

Ein schönes Beispiel ist das Musical *Joseph and the Amazing Technicolor® Dreamcoat* von Rice/Webber. Das PR-Material des produzierenden Konzerns kündigte das Stück so an, dass nach dem „Verkauf“ (sic!) Josephs und seiner Verschleppung nach Ägypten

Joseph „in den Kerker geworfen“ wird, und fuhr fort: „Hier entdeckt er seine hellseherischen Fähigkeiten, wodurch selbst der Pharao auf Joseph aufmerksam wird.“

Dieser Werbeflyer bietet einen auf Plot reduzierten Text. Natürlich ist es das, was ein breites Publikum anzieht. Aber die Fülle der biblischen Überlieferung wird lediglich als Steinbruch von Handlungssträngen gehandhabt. Der alttestamentliche Originaltext aus dem Buch Genesis thematisiert Gottes Treue in schwerer Zeit und Vergebung. Der Bibelwissenschaftler Claus Westermann nennt die biblische Josefserzählung eine Illustration des unbedingten Heilswillens Gottes. Überall da aber, wo die Exegese in den Kapiteln 37-50 vom Buch Genesis den Gottesbezug aufweist (in der verfahrenen Situation im Brunnen, im Gefängnis Potiphars, in der Hungersnot und all' der Todesangst, von der die Geschichte wimmelt, auch in den Träumen, die im Musical zum biografischen Optimismusmedium gereichen), verschweigt das Musical genau diesen Bezug komplett, ja, fast schon hartnäckig. Was „weiß“ der Zuschauer nachher von der Bibel? Was zu verstehen hat er die Chance erhalten?

Löschen des Sinns

Man kann die Hermeneutik zur Lektüre der Heiligen Schrift nicht auf die vordergründige Handlungsstruktur reduzieren. In der Bibel ist der Plot nämlich oft genug nur Oberfläche eines vielschichtigen Textgewebes und Zeugnisses. Wer sich hier auf Offensichtliches beschränkt, bleibt im wahren Sinn des Wortes oberflächlich. Er ist zwar gesegnet mit tollen Stoffen, aber entsprechend knallig und banal ist das Ergebnis.

Diese Kluft zwischen biblischer Botschaft (die errungen werden will) und galanter Benutzeroberfläche (die unterhalten will) kann nur schwer übersprungen werden (und ist übrigens ein Grund, weshalb uns Bibel- und Jesus-Filme oft so peinlich berühren). Produzenten aber wollen Erfolg und kein Kassengift.

Viele christliche Künstler bemühen sich um alternative Musiktheater. In jüngster Zeit etwa haben Gregor Linßen (*Adam*) und Thomas Gabriel (*Emmaus*) von sich reden gemacht. Aus früherer Zeit liegen mit den binnenkirchlichen „Musicals“ von Wilhelm Willms und Peter Janssens (zum Beispiel *Ave Eva* und *Uns allen Blüht der Tod*) immer noch diskussionswürdige Werke vor.

Und Kirche, Gemeinde und Theologie können es sich im Übrigen von niemandem abnehmen lassen, Zeugnis abzulegen und die (ganze) Gute Nachricht zu verkünden.

Dr. Peter Hahnen, Düsseldorf

Vom Klang der Welt

Die Glocke als Instrument zeitlicher Rhythmen

■ Am 22. Juni 2006 fand in der Katholischen Akademie in Dresden ein Konzert der besonderen Art statt: Hakim Ludin, ein international bekannter Percussionist, und Jantje Janßen, eine Karlsruher Galeristin, luden in ihrem „Gesprächskonzert“ zu einem „Hellsehen der Ohren“ ein. Entlang der Geschichte der Glocken ent- und verzauberten beide das Auditorium.

Über Glocken zu sprechen heißt, die Geschichte der Sensibilität zu entflechten und nach verschütteten Gefühlswerten zu suchen. Von der Allgegenwärtigkeit der Glocken in „Glockeneuropa“ bis zum heute als ohrenbetäubendem Lärm empfundenen Glockenschlag fand die Verschiebung einer kollektiven Gefühls- und Sinnenlage statt. Aus klingenden Landschaften ist die Fähigkeit des Lesens von Tönen fast verschwunden.

Erst über die Demut des Zuhörens erfahren wir etwas über die Menschen der Vergangenheit bzw. die Menschen anderer Kulturen in ihren Leidenschaften.

Vom Klang der Welt zu sprechen und ihn zu hören heißt, sich öffnen auf der Grenze zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten, dem Gehörten und dem bislang nicht Gehörten:

So ist Hören immer ein Sinn von Resonanz und Rhythmus. Im tiefsten Innern ist die Erfahrung der Resonanz immer eine Erinnerung an die Heimat der Seele.

Bevor Instrumente der musikalischen Zerstreung dienten, waren viele klingende Ritualobjekte, die den Menschen mit der Natur in Ein-Klang bringen sollten. Hier führte Hakim Ludin über ein Zusammenspiel unterschiedlicher Glöckchen, ritueller Tempelglocken, Viehglocken, Schellenbänder in eine zauberhafte Rhythmik. Aus Klängen anderer Instrumente ließ er ganze Gärten und Wälder mit Tierrufen, Naturgeräuschen und Wassertropfen entstehen. Über das „Hören“ allein entstanden Bilder auf der Projektionsfläche der Phantasie der Zuhörer. Glocken orientieren den Raum- und Zeitsinn, sie gliedern die symbolische Ordnung einer Gemeinschaft, sind ihr kulturelles Gedächtnis. Sie regelten einen heute bei uns vergessenen Rhythmus der Beziehungen zwischen den Menschen und

zeigten eine Verbundenheit mit symbolischen Dingen.

Wie alle weit hörbaren Instrumente (z.B. Trommeln, Alphörner) bestimmten Glocken die räumliche soziale Ordnung. Es gibt die Teilung der Welt in einen Bereich des Drinnen (das ist die Hörweite) und den Bereich außerhalb davon. Das „Drinnen“ ist der identitätsstiftende Raum, der durch Rituale gefestigt wird.

Orte, die den Menschen als heilig gelten, sind immer Orte besonderer Resonanz. Das sind Orte der Ruhe und Langsamkeit, der Bewahrung, wie Tempel, Kirchen oder „Hauts Lieux“, hohe Orte, die von einem besonderen Echo umgeben sind. Die ersten Orte, die allein durch Stimmen zustande kamen, dienten dazu, diese Räume einzugrenzen, die für die Ausbreitung von Klängen günstig waren. Daraus entwickelte sich eine Architektur des Klanges, dessen Krönung sicherlich die Kathedrale war.

Instrumente, aber insbesondere Glocken, sollen die musikalische Pracht des Paradieses ins Gedächtnis rufen. Sie sind Garant einer Tradition und gegen das Vergessen gerichtet. Während des Klanges wird eine geheiligte Zeit festgesetzt, das Geläut von Schellen

und Glocken dient zur Wiederholung einer historischen Geste. In vielen Kulturen dienen sie als Symbol der Macht, können böse Geister oder Krankheiten fernhalten, haben reinigende Kräfte.

Europa hat seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Ausbreitung der rationalen, lesbaren Zeit die zeitliche Architektur des Lebens und des Habitus verändert. In anderen Kulturen besteht noch die zeitliche Architektur des „Immer“ und kann Anschluss geben über den Sinn der Geschichte des Klangs.

Hakim Ludin vermag die „Rites de Passage“ mit Trommeln und Glocken klingen zu lassen und einen Einblick zu geben in die symbolische Ordnung von Körper und Instrument, von Rhythmus und Resonanz. Trommeln und Glocken, Kalebassen und Waterdrums, Schellen und Rasseln sind unmittelbarer Ausdruck medialer Kommunikation in einer mythischen Ordnung.

Die Klangfaszination wird mit Geschichten aus der Mythologie der Völker umrahmt. Auch Rechtsräume werden beschrieben, die sich allein über das Hören konstituierten: Die Zusammengehörigkeit einer Gemeinschaft folgte einer akustischen Grammatik, der Angehörige und Hörige gleichermaßen einem Hören-Sagen folgten, horchen und gehorchen mussten.

Die Texte führen in eine Ordnung der Sinne ein, die sich in der europäischen Kultur vom Hören zum Sehen verschoben und damit einer Erfahrung von Täuschungen Tür und Tor geöffnet hat. Denn auch das Hören nach Innen, in den eigenen Körper hinein, hat bei uns oft genug den Charakter des Nachträglichen und des Bedauerns angenommen, nicht auf die „innere Stimme“ gehört zu haben.

In diesem Kaleidoskop von Texten und Klängen bleibt am Ende die Botschaft:

Lass dein Auge die Klänge einfangen – dann wirst Du verstehen

Lass dein Ohr die Farben einfangen – dann wirst Du verstehen.

Weitere Informationen unter:
jantjejanssen@t-online.de
www.hakimludin.de

Jantje Janßen, Karlsruhe

Hakim Ludin im
Kathedralforum





Meine Sicht

„Das Leben der Anderen“ – Über die Akten hinaus schauen

■ Warum wurde der Film „Das Leben der Anderen“ ein solcher Erfolg? Der Drehbuchautor und Regisseur hat schlicht eine simple Wahrheit beachtet, die gewöhn-

lich vernachlässigt wird: Eine „Friedliche Revolution“, wie die von 1989/90, ist damit verbunden, dass nach dem Systemwechsel alle noch da sind – die Widerständler ebenso wie die Herrschenden. Man ist also nicht allein auf Akten angewiesen, um etwas über die unmittelbare Vergangenheit zu erfahren. Die damaligen Akteure können überwiegend noch selbst befragt werden.

Wie der Stasi-Chef Mielke seine eigenen Genossen durchs Telefon angebrüllt und bedroht hat, findet man in keiner Akte. Und über erfolgreiche Aktivitäten der Dissidenten, von denen die Stasi nie etwas erfahren hat, steht auch nichts in den Akten. Widerstand war mehr, als sich protokollieren ließ. Gerade die verschiedenen Lebenswirklichkeiten sind im Film sehr treffend dargestellt.

In den Akten steht, weswegen Menschen verfolgt wurden, was die Stasi gegen sie unternehmen wollte und was sie aus ihrer Sicht erreicht hat. Zuerst sollte man die Akten sehen, um einen Fall von der administrativen Seite her zu durchleuchten. Aber die Akten sind nicht alles. Wenn man weiß, was in den Akten steht, sollte man mit den Betroffenen sprechen. Wenn möglich mit beiden Seiten: Nur die damals Verfolgten wissen, was die Stasi nicht erfahren hat. Nur sie wissen, welche der inoffiziellen Stasi-Mitarbeiter (IM) alles preisgaben, was sie wussten, welche sogar noch belastende Aussagen erfunden haben, und welche IM zurückhaltend waren oder ihre Führungsoffiziere falsch informiert haben, um die Verfolgten zu schützen. Auf der anderen Seite wissen nur die früheren Stasi-Offiziere, die für einen konkreten Vorgang verantwortlich waren, was sie zu der einen oder anderen Entscheidung bewogen hat, oder warum sie manches nicht weitergemeldet haben.

Nachdem ich 1990 als Bürgerkomitee-Mitglied meine Akten in die Hände bekommen hatte, habe ich das Gespräch mit den für meinen „Operativen Vorgang“ (OV) zuständigen früheren Stasi-Offizieren gesucht. Ich erfuhr so, warum die Geraer MfS-Kreisdienststelle gegen mich zwar das Arsenal der „Zersetzungsmaßnahmen“, wie Studienverbot, berufliche Ausgrenzung, Reisesperre, fingierte Drohbriefe, öffentliche Verleumdungen und inszenierte „Disziplinierungsgespräche“, ständig aufgestockt, aber keine Inhaftierung angestrebt hat: Es war im Hinblick auf die jährliche Prämierung

mit der „Richard-Sorge-Medaille“ für die Kreisdienststelle vorteilhaft, einen größeren OV im „politischen Untergrund“ zu haben. Bei einer Inhaftierung hätte man den Fall als Ermittlungsvorgang an die Stasi-Bezirksverwaltung abgeben müssen. „Inhaftierungen in dem Bereich vorantreiben, das konnten die in Jena oder in Berlin machen, die hatten genug andere im ‚Untergrund‘, aber wir doch nicht...“, so die Auskunft des früheren Geraer Stasi-Offiziers im Jahr 1990. In keiner Akte findet sich eine so aufschlussreiche wie banale Hintergrundinformation zu den Planerfüllungs-Aspekten der DDR-Geheimpolizei.

Aus meiner Erfahrung lässt sich kein einziger Stasi-Fall allein aus den Akten vollständig erschließen. Ich kenne aber sehr viele Historiker, die zur DDR-Geschichte reine Aktenforschung betreiben und glauben, damit der Wahrheit auf den Grund zu kommen.

Der Film-Autor hat diesen Fehler nicht gemacht. Dennoch ist der Streifen umstritten, insbesondere weil viele meinen, es sei ein bisschen zu viel vom „Guten Menschen“, was da auf einen Stasi-Mann projiziert wird. Dass es bei der Stasi Einzelne gab, die willens waren, sich zum Guten zu wandeln, würde ich nicht generell in Abrede stellen. Es ist durchaus denkbar, dass ein Stasi-Offizier Sympathien für die Menschen entwickelt hat, die er verfolgen sollte. Allerdings konnte das nicht in der Weise geschehen, wie dargestellt. Die entscheidende Frage, die der Film aufwirft ist doch die: Warum gab es nicht mehr solcher Leute bei der Stasi, die – zumindest innerlich – ausgestiegen sind?

Im Gegensatz zu den tatsächlichen Strukturen und Arbeitsabläufen beim MfS wird im Film negiert, dass es eine organisierte Distanz zwischen Tätern und Opfern gab. Der für einen OV zuständige Offizier hat nie selbst in die Gespräche der Opfer hineingehört, son-

dern er bekam die Tonbandabschriften auf den Tisch. Er ist nicht selbst dem Opfer in den Straßen gefolgt oder in dessen Wohnung eingebrochen, sondern er bekam die Beobachtungsberichte und Durchsuchungsprotokolle. Er hat nicht selbst die Erläuterungen des Verfolgten über die Beweggründe und Ziele seines Engagements angehört, sondern sich auf die Berichte und Einschätzungen seiner IM gestützt.

Der Betroffene war kein Mensch, sondern ein „Vorgang“, ein „Material“, ein „Objekt“ oder schlicht ein „Feind“. Die Möglichkeit, dass ein Verfolgter als Mensch unmittelbar auf den für seine Verfolgung verantwortlichen Stasi-Offizier einwirken konnte, war faktisch nicht vorhanden. Die organisierte Distanz zwischen Täter und Opfer war die entscheidende Ursache für das reibungslose Funktionieren des Stasi-Systems. Neben der ideologischen Barriere und der Stasi-Sprache, die eine Entfremdung und Entpersönlichung im Denken geprägt hat, war dafür in erster Linie die Regel verantwortlich, dass die „vorgangsführenden“ Stasi-Offiziere die Verfolgten nicht unmittelbar als Mensch wahrnehmen durften.

Auch wenn die meisten Kinobesucher Sympathien für den Stasi-Offizier Wiesler haben, Sympathien für die Stasi hat nach diesem Film niemand. Mir ist wichtig, nicht von der Vorstellung auszugehen, die über 90.000 hauptamtlichen Stasi-Mitarbeiter seien in Gänze aufgrund ihrer genetischen Veranlagung von vornherein besonders brutale, zynische und fiese Charaktere. Es gab Strukturen und Mechanismen, die diese Leute zu dem gemacht haben, was sie waren. Die Frage nach diesen Strukturen und Mechanismen sollte im Zentrum aller Aufarbeitung liegen – und nicht das Sortieren von Menschen.

Michael Beleites, Sächsischer Landesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen.



Strafe muss sein! – Muss Strafe sein?

Das Gefängnis aus Sicht eines Seelsorgers

■ Wegsperrten – und zwar für immer! Es ist noch nicht lange her, dass ein Bundeskanzler medienwirksam diesen Satz prägte. Angesichts des damaligen Sexualverbrechens ist dieser Satz aus Sicht aller Betroffenen nachvollziehbar. Darüber hinaus aber bedient er das recht naive Wunschdenken, alles Böse und Gefährliche könne man wie im Märchen ein für allemal bannen und besiegen, indem man es einfach für immer hinter Schloss und Riegel bringt.

Das Interesse der Schlagzeilen richtet sich auf die Jagd der Verbrecher und ihre Bestrafung durch das Urteil der Richter. Die Bösen werden weggesperrt. Der Rest ist Sache des Strafvollzugs. Die werden es schon richten! Und so können wir weiter an der Illusion festhalten, dass das Böse weit weg ist und die Bösen immer nur die anderen sind.

Dem kindlichen Gemüt ist klar: Im Gefängnis sitzen die Verbrecher, und die haben solche Strafe verdient.

Natürlich muss eine Gesellschaft ihre Mitglieder so gut wie möglich schützen. Menschen, die aufgrund einer bestimmten Straftat für andere eine Gefahr darstellen, werden „aus dem Verkehr gezogen“ und in Haft genommen. Die große Mehrzahl der Inhaftierten jedoch verbüßt für ein begangenes Delikt eine zeitlich begrenzte Haftstrafe. Sie kommen also eines Tages wieder frei. Und da ist es – gerade zum Schutz der Gesellschaft – doch entscheidend, wie solche Menschen aus der Haft kommen: als tickende Zeitbombe voller Hass auf die Gesellschaft und zu allen möglichen Taten fähig, oder mit einem gestärkten Selbstvertrauen, das weitere Straftaten unnötig macht.

Eine menschenwürdige und auf Resozialisierung ausgerichtete Gestaltung der Haft ist damit kein humanes Zugeständnis an die „bösen Kriminellen“, die doch eigentlich bei Wasser und Brot schufteten sollten, sondern notwendige Prophylaxe für eine sichere Gesellschaft.

Nun weiß aber jeder Insider, dass Resozialisierung unter den tatsächlichen Haftbedingungen weitgehend eine Vision bleiben muss. Der Entzug der Freiheit mit allen zwangsläufigen Folgen des Ausgeliefertseins und das Haftziel der Resozialisierung schließen sich gegenseitig nahezu aus.

Das liegt u.a. daran, dass der Justizvollzug ein totalitäres System ist. Anpassungsfähigkeit und Unauffälligkeit sind darin von großem Nutzen. Wer versucht, seine ihm zustehenden Rechte einzufordern, gilt schnell als uneinsichtig und renitent. Da der Gefangene verpflichtet ist, den Anwei-

sungen der Bediensteten Folge zu leisten, ist die Gefahr der Willkür und des Machtmissbrauchs sehr groß. Die Tagesabläufe sind bis ins Kleinste geregelt. Mit dem Notwendigsten ist man versorgt, man braucht nur noch richtig zu funktionieren. Je länger die Haftdauer, umso deutlicher werden die Anzeichen für Hospitalismus.

Als weitere Begründung für eine Inhaftierung wird neben dem Schutz der Gesellschaft die Besserung des Delinquenten genannt. Sie soll durch die Strafe des Freiheitsentzuges erreicht werden.

Kann aber Strafe wirklich einen Menschen bessern? Notwendig ist ohne Frage im Falle einer Straftat eine angemessene Auseinandersetzung und Konfrontation mit den Folgen dieser Tat, für die sich der Täter verantworten muss. Dennoch bewirkt Strafe an sich keine Besserung, im besten Falle noch Abschreckung: Abschreckung durch Angst vor den möglichen Folgen meines Handelns. Als Mittel zur Erziehung – egal ob von kleinen Kindern oder großen – ist Angst jedenfalls recht ungeeignet.

Früher – ich hoffe nur früher – wurden Kinder manchmal bei mittelschweren „Vergehen“ solange in den Keller gesperrt, bis sie genug gebüßt und sich „gebessert“ hatten. Was ist die Folge einer solchen Strafe? Natürlich Angst. Angst und Hass.

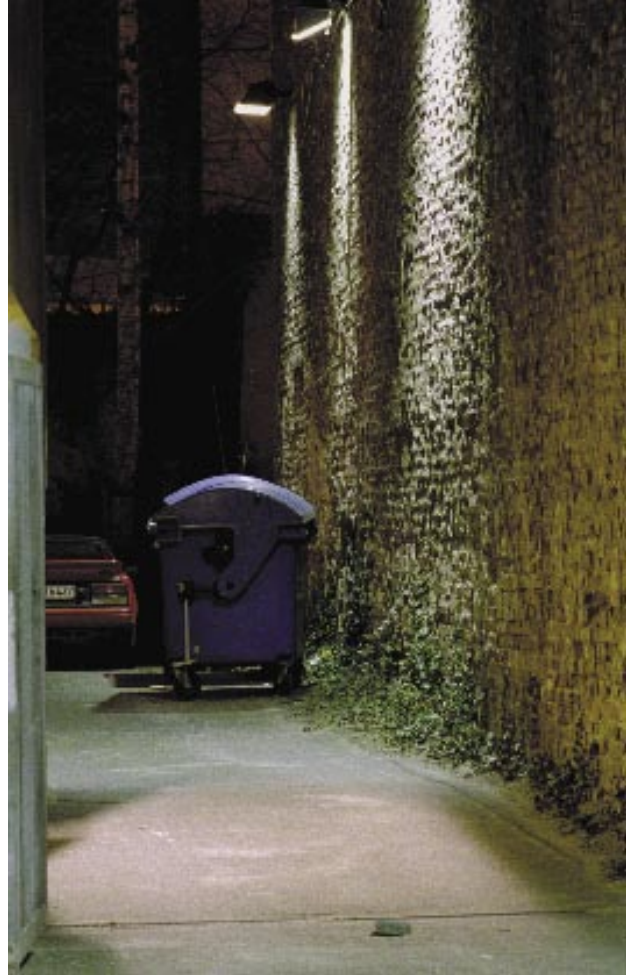
In gewisser Weise ist auch unser moderner Strafvollzug eine Wiederholung des Keller-Syndroms. Wegsperrten eben. Doch das Gefängnis, errichtet zum Schutz der Gesellschaft, schafft allein durch sein Vorhandensein neues Übel.

Justitia – die Rechtsprechung, die Gerechtigkeit schaffen soll, ist viel zu sehr vom Aspekt der Vergeltung und damit von der Rache bestimmt, als dass sie zum „Tor zur Versöhnung“ werden könnte.

Sehr populär – besonders als Wahlkampfversprechen für eine größere innerer Sicherheit – ist dagegen die Forderung nach mehr Härte in der Justiz. Das ist nichts als Populismus von Politikern.

Welchen Platz hat in einem solchen System die Seelsorge? Das christliche Menschenbild findet seine Orientierung klar in der Bibel. Schauen wir, was sie zum Thema Gefängnis sagt und wer in den biblischen Erzählungen alles im Gefängnis saß oder zumindest verhaftet wurde:

Da ist Joseph in Ägypten, die Propheten Hosea, Jeremia und Daniel, Johannes der Täufer, Jesus, Petrus, Paulus und viele mehr.



Jesaja verheißt Gefangenen ein Leben in Freiheit, und im Matthäusevangelium beurteilt Jesus als Weltenrichter die Menschen auch danach, ob sie Gefangene besucht haben („Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich besucht“). Jesus selbst sitzt mit Zöllnern und Sündern am Tisch (z.B. Lk 15,2) und riskiert damit seinen Ruf. Auf Golgatha verheißt Jesus einem Schwerverbrecher das Paradies (Lk 23,43).

Im Brief an die Römer bittet Paulus die Gemeindeglieder, einander ausnahmslos anzunehmen, so wie Christus uns angenommen hat, und das Böse durch das Gute zu überwinden (Röm 12,21).

Zuwendung zu Straffälligen und Seelsorge im Gefängnis stehen also auf gutem biblischen Grund.

Denn was Menschen wirklich positiv verändern kann, lässt sich mit wenigen Worten sagen: Es geht letztlich um Akzeptanz. In der bedingungslosen Annahme durch einen anderen kann ein Mensch seinen eigenen Wert und seine Würde erfahren. Und nur die Erfahrung der eigenen Würde macht einen Menschen fähig, die Verletzung der Würde eines anderen Menschen (des Opfers einer Straftat) zu erfassen und so in Zukunft die Würde anderer zu achten.

Wenn Inhaftierung solches bewirken könnte, wäre sie sinnvoll.

*Josef Tammer, Dresden
Gefängnisseelsorger im Bistum Dresden-Meißen*

OFFENE ZUKUNFT?

Die Forderung nach allgemeinverbindlichen Zukunftsbildern ist ambivalent. Einerseits entwickelt in einem Gemeinwesen jedes Teilsystem seine eigenen Visionen. Andererseits wird suggeriert, dass es so etwas wie ein gemeinsames Zukunftsbild geben müsse. Aber die Epochen der sozialpolitischen Utopien, wie sie von Denkern wie Platon, Rousseau oder Marx und durch soziale Bewegungen wie Reformation, Lebensreform oder Sozialismus im abendländischen Denken stets neu entworfen wurden, scheinen zu ihrem Ende gekommen zu sein. Warum können wir uns gegenwärtig nicht mehr auf eine allgemeinverbindliche Utopie einigen?

Der Schnittpunkt, an dem die Debatte über gesellschaftliche Zukunftsbilder und deren praktische Realisierung aufeinander treffen, ist die Stadt. Welche Modi des Austausches entwickeln Städte, um verschiedenen Visionen in eine Balance zu bringen? Bildet die städtische Bürgergesellschaft einen Gegenpol zum Staat und zu global agierenden Systemen wie z.B. der Wirtschaft? Auf welche Wertebasis ist städtisches Handeln gestellt?

Nach einer Podiumsdiskussion zur Wertebasis unserer Gesellschaft wird im Rahmen einer Tagung geprüft, wie einzelne Teilsysteme mit der existentiellen Grenzsituationen von Anfang und Ende, von Leben und Tod umgehen. Welche zukunftsweisenden Regelungen lassen sich finden und welche Auswirkungen haben die einzelnen Perspektiven auf die Gesamtgesellschaft? Wie bildet sich eine Wertebasis heraus und wo kommt sie zum Tragen?

Ihr Teilnahme zugesagt haben Prof. Dr. Alfred Grosser, Ministerpräsident Prof. Dr. Georg Milbradt, Ministerpräsident a.D. Erwin Teufel, Kultusminister a.D. Prof. Dr. Hans Maier, Prof. Dr. Hans-Jürgen Papier, Präsident des Bundesverfassungsgerichtes, Prof. Dr. Peter Strohschneider, Präsident des Wissenschaftsrates, Prof. Dr. Michael Albus, Gründer des KiKa beim ZDF, der Schriftsteller Patrick Roth u.a.

20. September 2006, 19.30 Uhr, Podiumsdiskussion
Deutsches Hygienemuseum Dresden

13.-15. Oktober 2006, Tagung
Deutsches Hygienemuseum Dresden

23. Oktober, 27. November 2006, 20 Uhr, Workshops
Deutsches Hygienemuseum Dresden

FAUSTVARIATIONEN

Im erfüllten Augenblick leuchtet die Erfahrung von Glück auf. Die zerfließende Zeit scheint aufgehoben. Darauf richtet sich die tiefe Sehnsucht des Menschen. Zugleich lässt sich das Glück nicht machen oder gar herbeizwingen. Das ‚faustische‘ Streben gerät umgekehrt in die Gefahr, ins Gegenteil des Intendierten umzuschlagen. Die mephistophelischen Masken des Bösen setzen dafür unübersehbare Signale. Literatur und Musik, Philosophie und Theologie sind seit je Sachwalter der Frage nach dem Glück wie der Erfahrung des Scheiterns, ja des Bösen. Vermag es Kunst, den erfüllten Augenblick zu inszenieren – und wie macht sie das? Was heißt Streben nach Glück angesichts der Fragilität des Lebens? Dieser Thematik geht die Winterakademie nach, die in Zusammenarbeit mit der Semperoper und der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber gestaltet wird. Besuche in beiden Partnerinstitutionen bieten dabei die Möglichkeit, einen Blick ‚hinter die Kulissen‘ zu werfen.

31. Januar bis 04. Februar 2007, Winterakademie,
Bischof-Benno-Haus, Schmochtitz
Information anfordern!

Die Zeitschrift *Insicht* können Sie im Internet unter www.ka-dd.de lesen oder sich kostenfrei zuschicken lassen.

IMPRESSUM

Herausgeber & Redaktion:

Katholische Akademie
des Bistums Dresden-Meißen
Schloßstr. 24, 01067 Dresden

Akademiedirektor
Dr. Joachim Klose

Redaktionsleiter
Andreas Richter

Tel.: (03 51) 4844-742
Fax: (0351) 4844-840

E-Mail: info@ka-dd.de
Internet: www.ka-dd.de

Layout:

MinneMedia
Werbeagentur, Leipzig/Dresden
Internet: www.minnemediade.de

Bilder:

Joachim Klose, Maik Sempf, Peter Seyfarth
DiaDienst Medien GmbH München S. 7
Matthias Creutziger, S. 15
Kai-Uwe Schulte-Bunert, S. 20

Satz:

Silvia Graumann

Druck:

Druckerei Vettters, Radeburg